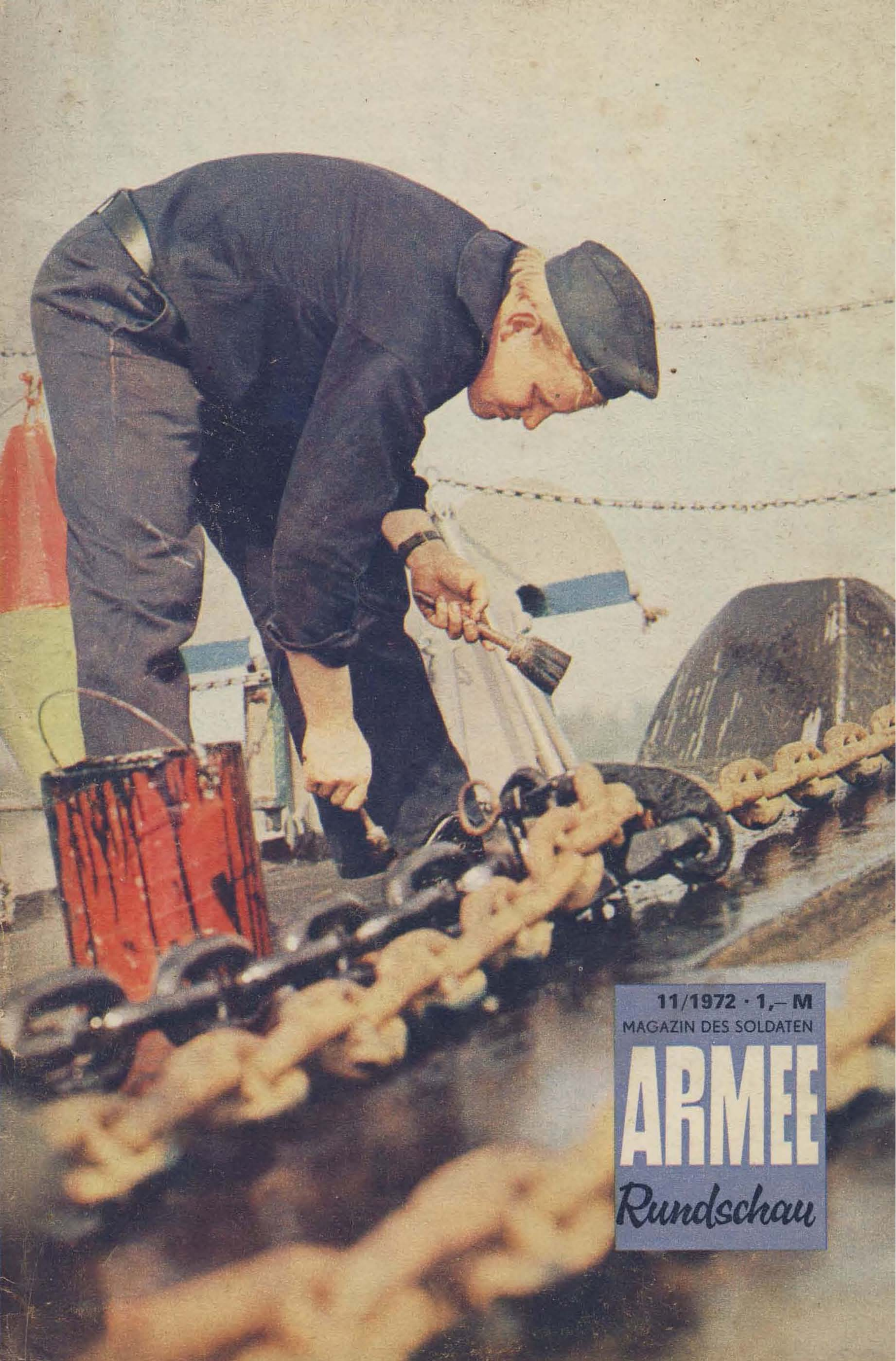
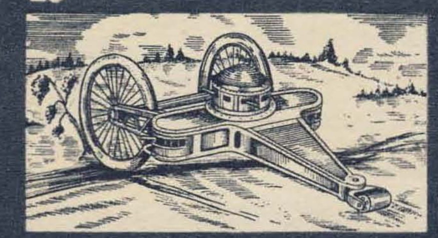

11/1972 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau

8

56

26







72





32

INHALT

4 Bändigung des Feuers
8 Was Greiz gewebt . . .
14 Vom Grauen Wolf und anderen
16 Schmuggelgeschichten
20 Postsack
24 Ein neues Gesicht
26 Vorfahren des Panzers von heute
32 Der Tabaksbeutel
38 Militärtechnische Umschau
39 Anno Tobak
42 Patenschaften mit Herz?
46 Anekdoten
48 Itze schoa?
54 Soldaten schreiben für Soldaten
56 Annehmen, stellen, schmettern
62 Schüsse gegen die Vernunft
68 AR International
70 Typenblätter
72 Und keiner denkt an Aphrodite
80 Das Quartett für die Schule
84 Waffen für Südamerika
88 Technik-Porträt
90 Vor Anker



20



48



Vielleicht ist es eine dumme Frage: Aber warum wird in der Armee so sehr auf die bedingungslose Befehlsausführung gepocht?

Soldat Helmut Wolff

Wenn ich 18 Monate zur Armee gehe, kann ich da weiter die Volkshochschule besuchen, um mein Abi nachzuholen?

Gerd-Peter Konzorra





Ein Wort vorab.
Warum sollte Ihre Frage dumm sein? Weil Sie erst wenige Tage Soldat sind?
Dumme Fragen, Genosse Wolff, gibt es nicht. Höchstens dumme Antworten. Jeder Fragende ist einer, der Klarheit sucht, der wissen will. Und der aus diesem Wissen heraus das als richtig und gut Erkannte auch richtig und gut machen will.
Ich verstehe, daß es Ihnen – wie auch anderen jungen Soldaten – gerade in den ersten Tagen und Wochen nicht leicht fällt, sich unterzuordnen, militärische Disziplin und Ordnung zu halten, Befehle entgegenzunehmen und sie ohne Widerrede auszuführen. Das erfordert zuallererst Vertrauen. Vertrauen in den Kommandeur.
Vertrauen.
Zu wem kann, darf, muß man es haben?
Doch wohl nur zu dem, der gleich Ihnen, dem Leuna-Arbeiter, der Arbeiterklasse dient. Der aus ihr kommt, von ihrer Partei erzogen wurde und von der Arbeiterklasse den Auftrag bekommen hat, ihr militärisches Machtinstrument zu führen und zu kommandieren. Eben das sind die Kommandeure. Gleich, ob sie nun eine Gruppe, eine Kompanie oder ein Regiment befehligen. Dazu hat ihnen die Arbeiter-und-Bauern-Macht bestimmte Machtbefugnisse gegeben. Damit sie ihre Einheiten, ihre Verbände, damit sie die Armee auf eine Aufgabe vorbereiten können: Auf den militärischen Schutz und die Verteidigung des Sozialismus.
Dem dienen wir alle. Soldat wie Unteroffizier. Leutnant wie Armeegeneral. Und dem allein dienen auch die Befehle, die gegeben werden. Sie ohne jede Debatte auszuführen, bedingungslos also, ist unsere Klassenpflicht. Im Gefecht kann und darf es nicht nach dem Willen dieses oder jenem oder noch eines dritten, vierten, fünften gehen, sondern nur nach dem des Kommandeurs. Sein Befehl ist Gesetz. Weil er das Denken und Handeln aller auf ein Ziel richtet und damit jeden einzelnen aktiviert, vorwärts reißt und anregt, die Aufgabe mit Initiative und vollem Einsatz der Person zu lösen.
Bei Konstantin Simonow, in seinem neuesten Roman „Der letzte Sommer", fand ich einen interessanten Gedanken. „Dieses papierne Wort ‚Ausführende', das in der Armee auf jene angewandt wird, die von oben erhaltene Befehle auszuführen haben, ist in Wirklichkeit erfüllt von hoher Achtung vor jenen, die im Krieg ihre Pflicht tun. Der ‚Ausführende' ist der, von dem die Ausführung des Befehls abhängt. Führt er ihn nicht aus, so geschieht auch nichts."
Wir alle aber wollen, daß etwas geschieht, daß unsere Armee stets kampfkräftig und gefechtsbereit ist, um jedem Aggressor entgegentreten zu können. Also gilt es auch, Befehle pünktlich, schnell, initiativreich und bedingungslos auszuführen.

*

Ihr Bestreben, sich weiterzubilden und das Abitur zu machen, in allen Ehren: Aber als Soldat werden Sie ganz gewiß keine Zeit dazu haben.
Natürlich ist es nicht böse Absicht der Armee, Sie an der Qualifizierung zu hindern. Nur wird sie in dieser Zeit anders erfolgen. Auf militärischem Gebiet. Denn Ihre erste und wichtigste Aufgabe während der 18 Monate ist es, sich all das anzueignen, was zu einem guten Soldaten gehört. Und das ist nicht wenig und nicht im Handumdrehen zu bewältigen.
Ich will Ihnen keine Angst machen: Aber Sie werden gewiß selbst sehen und erkennen, daß beides – politische und militärische Ausbildung in unseren Streitkräften sowie Abi-Programm an der Volkshochschule – nicht unter einen Helm passen. Das Leben, der Dienst, die hohen Anforderungen in der Nationalen Volksarmee, die Aufgaben zur Sicherung der Gefechtsbereitschaft, die Übungen, Feldlager und Manöver, der Wachdienst, die militärische Disziplin und Ordnung, die psychischen und physischen Belastungen, alles das läßt es nicht zu, nebenbei noch drei- oder viermal wöchentlich zur Volkshochschule zu gehen.
Ich kann Ihnen also nur raten: Versuchen Sie das Abi noch vor der Einberufung zu machen oder beginnen Sie damit nach Ihrer Dienstzeit. Dieses „Hinterher" ist noch lange nicht zu spät. Ich bin mir sogar sicher, daß Sie es nach Ihrer Armeezeit leichter haben werden. Weil sie eine gute Schule ist, die den jungen Menschen reifer macht, ihm mehr Lebenserfahrung gibt und zu neuen Erkenntnissen verhilft. Und vielleicht auch zu einer Selbstdisziplin, die man gerade beim Fern- oder Abendstudium ganz besonders braucht.

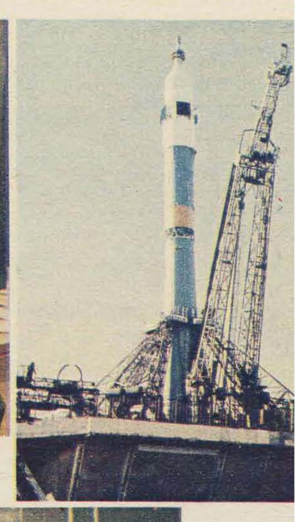
Ihr Oberst

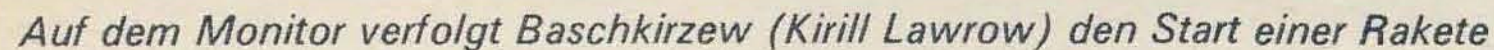
Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Bändigung des Feuers







Auf dem Monitor verfolgt Baschkirzew (Kirill Lawrow) den Start einer Rakete

Eine andere Anordnung der Brennkammern – das ist die Lösung. Überzeugend trägt Baschkirzew die neue Variante vor

Daniil Chrabrowiski, Drehbuchautor von Michael Romms weltbekanntem Film „Neun Tage eines Jahres", drehte bei MOSFILM den ersten sowjetischen Spielfilm über Raketenkonstrukteure und Kosmosforschung. Es ist zugleich ein Film über einen Wissenschaftler, der seine Forschungen nicht in einem Elfenbeinturm betreibt, sondern als Staatsvertreter ein Stück Menschheitsgeschichte schreibt. Schon vom Thema her also ein bemerkenswerter Film. Raketen, Raumschiffe, der erste Mensch im Weltall. Zahlreiche Aufnahmen wurden im Kosmodrom Baikonur gedreht. Die Originalatmosphäre ist es denn auch, die beim Zuschauer ein Gefühl des unmittelbaren Dabeiseins, des Einmaligen, Unwiederholbaren aufkommen läßt, die den Charakter des



Baschkirzew, Konstrukteur der gefürchteten KATJUSCHAS, testet die neue Waffe direkt an der Front. Er sprengt die KATJUSCHA unter Einsatz seines Lebens, damit sie nicht in die Hände der Feinde fällt

beinahe Dokumentarischen unterstreicht. Trotzdem ging es Chrabrowiski weitaus weniger um technische Sachfragen als vielmehr um menschliche und moralische Problemstellungen. Die Verantwortung des Wissenschaftlers seinem Land und der Gesellschaft gegenüber. Der „Faustische" Erkenntnisdrang des Menschen. Das Verhältnis zwischen dem Vorwärtsdrängen der Forschung und der Kürze des menschlichen Lebens. Aufgabe der privaten Sphäre und Unterordnen zum Wohle des Ganzen.
„Bändigung des Feuers" umfaßt vier Jahrzehnte sowjetischer Geschichte. Vom Bau des Hüttenwerkes in Magnitogorsk bis zum Start bemannter Raumschiffe. Im Zentrum des packenden Geschehens steht der Chefkonstrukteur Andrej Baschkirzew. Wenn auch sein Schicksal typisch ist für das einer ganzen Generation sowjetischer Menschen, so fand Chrabrowiski ohne Zweifel ein direktes Vorbild in dem großen sowjetischen Raumschiffkonstrukteur Sergej Koroljow. Kirill Lawrow, Darsteller des Baschkirzew, zeichnet einen immer tätigen, rastlos vorwärtsdrängenden Menschen, der einem einmal gedachten Gedanken sofort die Tat folgen läßt. Dem Zuschauer begegnet Baschkirzew zum ersten Mal in einer komplizierten Entscheidungssituation. Die Startbereitschaft eines Raumschiffes wird aufgehoben, weil kurz vor dem Start ein geringfügiges Detail von der Norm abweicht. Baschkirzew ist für den Start. Seiner Ansicht nach ist ein Risiko wenig wahrscheinlich. Zahlreiche erfolgreiche Tests und sein Vertrauen in die eigene Arbeit und die des Kollektivs scheinen seine Meinung zu rechtfertigen. Die Starterlaubnis wird jedoch trotzdem nicht erteilt . . .
Wie er darauf reagiert, heftig wird, seinen Zorn über die – wie er annimmt – falsche Entscheidung niederzwingt, Argumente aufbaut, nicht kapituliert, sondern in Moskau die

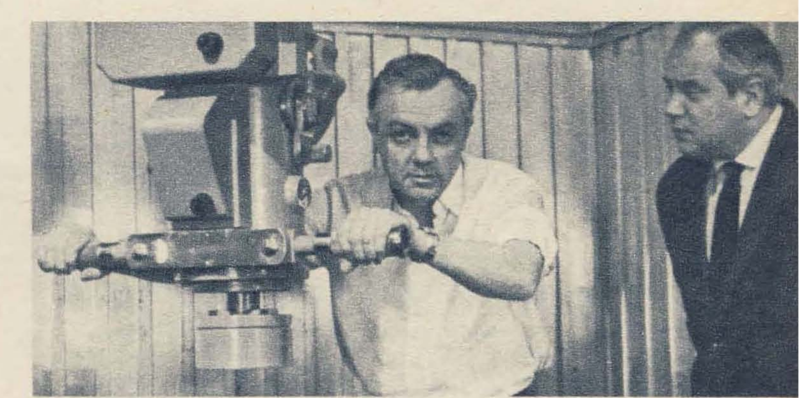
Die ersten Schritte zum Erfolg. Lehrer Kartaschew (Sinowi Gerdt), einer der ersten Raketenbauer der Sowjetunion und Baschkirzew beim Start einer Versuchsrakete in Magnitogorsk





Das sind Baschkirzews Mitarbeiter in Baikonur, Wissenschaftler, die das Feuer bändigten . . .

letzte Entscheidung anfordern will, das alles zeigt ihn als einen kraftvollen, dynamischen Menschen, den Talent, Schöpferkraft, nie erlahmender Tatendrang auszeichnen.
In einer großen Rückblende erzählt der Film Baschkirzews Leben, nicht losgelöst von der Entwicklung seines Landes, sondern eng verbunden mit der Geschichte der sowjetischen Raumfahrt. Wir erleben seinen ersten Start mit einem selbstkonstruierten und selbstgebauten Segelflugzeug. Jahre der Zusammenarbeit mit Kartaschew in Magnitogorsk.
Kartaschew gehört zu den ersten Raketenbauern der Sowjetunion.
Versuche mit Flüssigkeitsraketen. Nächtelange Diskussionen um die Zukunft der Raumfahrt. Ein entscheidendes Gespräch mit Ziolkowski, der mit seinen Gedanken und Forschungen bereits im kommenden Jahrhundert lebt und ihn in seinen Plänen bestätigt. Unterbrechung des Raumfahrtprojektes durch den Krieg. Unmittelbare Beteiligung an der Waffenproduktion. Test der von ihm konstruierten Katjuschas in vorderster Front, Serienproduktion der gefürchteten Raketenwaffe. Und dann wieder Arbeit am Kosmosprogramm.



Baschkirzew und sein Stellvertreter Ognjow (Igor Gorbatschow)

Zunächst zeigen sich wenig Erfolge: Fehlstarts, Explosionen kurz nach dem Start, fieberhaftes Suchen nach den Fehlerquellen, plötzlich – nach sorgfältigem Prüfen und Abwägen – die Erkenntnis eines neuen Weges. Nicht jeder begreift die Notwendigkeit, akzeptiert sie. Jahre intensiver Arbeit aller Beteiligten werden damit in Frage gestellt. Baschkirzews logische Beweisführung, seine Überzeugungskraft und das Vertrauen, das die Partei in die Fähigkeiten dieses Wissenschaftlers setzt, bezwingen jedoch alle Zweifel.
Die Zukunft beweist, daß die Veränderung der Konstruktion – eine neue Anordnung der Brennkammern – richtig war. Bald stellen sich Erfolge ein: der erste Sputnik im All. Laika umkreist die Erde. Ein feindliches Flugzeug wird aus bisher unerreichten Höhen heruntergeholt. Und endlich – der erste Mensch im Kosmos.
Der Stolz auf das gemeinsam Erreichte schafft ein Glücksgefühl, das selten ist in Baschkirzews Leben. Selbstbewußtsein im besten Sinne des Wortes. Sein Leben ist völlig der Arbeit untergeordnet, oft bis hart an die Grenze der physischen Erschöpfung. Es läßt ihn manches Mal die Frau vergessen, die er liebt. Persönliche Interessen werden von wissenschaftlicher Arbeit verdrängt. Fast zu spät erkennt er, daß eine Seite seines Lebens zu kurz gekommen ist.
„Menschen wie Baschkirzew", sagt Regisseur Chrabrowiski, „sind wie Fackeln. Sie verbrennen, und vielleicht besteht darin der Sinn ihres Lebens. Aber indem sie verbrennen, erleuchten sie den Weg der Menschheit."

R. J.

Was Greiz gewebt...



In Greiz in der August-Bebel-Straße befindet sich das Filmtheater „Tivoli". In den März- und Apriltagen dieses Jahres kamen achtzehnjährige Burschen aus der Stadt und Umgebung dorthin. Zu Fuß, per Bus, mit Fahrrad oder Motorrad. Aber anstatt Filmplakaten hingen Fotos und Anschauungstafeln über die Nationale Volksarmee in den Schaukästen. Anstatt Kinokarten zeigten die jungen Männer Postkarten vor vom Wehrkreiskommando mit der Aufforderung, sich der Musterung für den Wehrdienst zu unterziehen. Das heißt, im „Tivoli" laufen seit langem keine Filme mehr. Es ist umgebaut worden und soll staatliche Arztpraxis werden. Und in diesem Jahr diente es als Musterungsstützpunkt.

Der Staat verlangt von den Wehrpflichtigen, daß sie ihre verfassungsmäßigen Rechte und Pflichten zum Schutz des sozialistischen Vaterlandes wahrnehmen. Wie sind sie darauf vorbereitet? Haben sie sich bereits mit der Notwendigkeit des Wehrdienstes auseinandergesetzt, sind sie innerlich darauf eingestellt? Bringen sie schon praktische Vorkenntnisse mit? Darüber will die Musterungskommission mehr erfahren, um über den künftigen Einsatz befinden zu können. Viele junge Leute haben hier zum ersten Male direkten Kontakt mit der NVA. Sie sind deshalb neugierig und gespannt, zu welcher Waffengattung man sie stecken wird.

Wenn sie an der Anmeldung die



Gespräch bei der Musterungskommission. Hier wird über die Tauglichkeit und Eignung für eine Waffengattung beraten und entschieden. Danach empfangen die Gemusterten, hier Jürgen Fischer, den Wehrdienstausweis mit der dazugehörigen Kennmarke.

Postkarten abgeben, suchen weibliche Mitarbeiter die Wehrstammkarten heraus, die bereits zu einem früheren Zeitpunkt nach den Angaben und Unterlagen der jeweiligen VP-Meldestelle ausgefertigt wurden. Stimmen die Eintragungen? Einige Burschen haben inzwischen eine Fahrerlaubnis erworben, oder bei anderen sind persönliche Daten nachzutragen. Einige unterschreiben auch gleich die Verpflichtungserklärungen für mindestens drei Dienstjahre, wozu sie sich schon vorher in der Schule, im Betrieb oder in einer Aussprache im Wehrkreiskommando mündlich bereit erklärt hatten.

Wir haben uns frühzeitig an einer günstigen Stelle postiert und wollen an diesem Tage einmal zuschauen, wie das alles so vor sich geht. Der Aufenthaltsraum füllt sich. Broschüren, die über das Leben der Soldaten und die Dienstlaufbahnen in der NVA Auskunft geben, wandern von Hand zu Hand. Schließlich sind alle für heute eingeladenen Wehrpflichtigen da. Major Pietzsch vom Wehrkreiskommando begrüßt sie. Er erklärt den Ablauf: Zuerst erfolgt die Anmeldung, dann kommt die medizinische Vor- und Hauptuntersuchung, danach findet das Gespräch bei der Musterungskommission statt, wo auch das Ergebnis der Untersuchung und die Entscheidung über den Einsatz bekanntgegeben wird. „Wer besondere Fragen hat, über die Musterung selbst oder über den Wehrdienst überhaupt, der kann sie der Kommission vortragen oder auch zwischendurch stellen", fügt der Major hinzu.



Sie haben sich für die Offizierslaufbahn entschieden: Oberschüler Michael Engelhardt wird ein Studium in der Fachrichtung Fliegeringenieurdienst aufnehmen: „Eigentlich wollte ich Flugzeugführer werden, aber da nehmen sie nur welche bis zu 1,82 m, und ich bin 1,85 m groß. . ." – Jürgen Fischer möchte Fallschirmjägeroffizier werden: „Mich reizt es, hart gefordert zu werden. Da kann man zeigen, was in einem steckt."



Und die jungen Leute haben Fragen! Der ganze Aufenthaltsraum scheint voll zu hängen mit Fragezeichen. Aber wohl kaum werden alle Fragen gestellt und in aller Breite beantwortet werden können. Oder?

Während die Jugendlichen warten und einzeln zum Arzt hineingerufen werden, sitze ich mit am Tisch. „Armee-Rundschau? Ja, kenne ich!" klingt mir mehrfach entgegen. Im Soldatenmagazin haben sie sich darüber informiert, wie es in der Armee so langgeht. „Da kann man viel Interessantes 'rausnehmen", meint Baufacharbeiterlehrling Dieter Baudisch. Aber Lektüre kann das zukünftige Erleben nicht vorwegnehmen, und die künftigen Soldaten wissen doch noch nicht so recht, was sie erwartet, wenn sie die Uniform anhaben werden. Aber alle spüren, daß es ein Einschnitt ist, ein wichtiger Abschnitt in ihrer zukünftigen beruflichen, charakterlichen und ideologischen Entwicklung.

Eigentlich habe er noch keine rechte Lust, jetzt schon Soldat zu werden, sagt Frank Dörfler, Schlosserlehrling aus dem VEB Wärmegerätewerk Elsterberg. Nach der Lehre wollte er erst noch etwas Geld verdienen und seine alleinstehende Mutter unterstützen. Daraus werde nun wohl nichts. Freilich wisse er, daß er dieses Jahr dran sei. Pionier möchte er werden, oder Militärkraftfahrer. Danach wolle er dann Maschinenbau studieren.

Danach. . . nach dem Armeedienst also. Wenn man's recht besieht, hat Frank trotz der obigen Einschränkung seine Pläne schon fixiert. Er hat sich gewissermaßen „abgefunden". Ihm geht es wie manchem anderen,

Sie sollten wissen ...

...daß bei der Musterung persönliche Wünsche nach einer bestimmten Waffengattung oder Dienstlaufbahn berücksichtigt werden, sofern dafür Bedarf vorliegt und die Bewerber die entsprechenden Voraussetzungen besitzen;

...daß es keine „bessere" oder „weniger gute" Waffengattung gibt. Die Teilstreitkräfte, Waffengattungen und Dienste können nur gemeinsam erfolgreich kämpfen;

...daß nur einberufen wird, wer die Schule oder Lehre bereits abgeschlossen hat;

...daß man zum Grundwehrdienst nicht unbedingt im Jahr der Musterung einberufen wird. Das ist auch noch später möglich bis zum Ablauf des Jahres, in dem man das 26. Lebensjahr vollendet;

...daß sich der Wehrpflichtige mindestens drei Tage vor der Einberufung bei der zuständigen VP-Meldestelle abzumelden hat;

...daß man bei der Einberufung nur die im Einberufungsbefehl genannten notwendigsten Gegenstände mitzubringen braucht;

...daß der Wehrpflichtige ab 0,00 Uhr des Einberufungstages Angehöriger der NVA oder der Organe des Wehrersatzdienstes ist und den militärischen Bestimmungen unterliegt;

...daß der Einsatz in die jeweilige spezielle Funktion erst nach der vierwöchigen allgemeinen militärischen Grundausbildung erfolgt;

...daß der Einsatz in der Truppe sich nach dem konkreten Bedarf der Armee richtet. Man kann folglich auch zu einer anderen Waffengattung einberufen werden, als bei der Musterung vorgesehen war;

...daß man bei den mot. Schützen auch als Funker, Artillerist, Panzersoldat oder Kraftfahrer eingesetzt werden kann;

...daß der Dienst für Soldaten in Fallschirmjäger- und für Matrosen in seefahrenden Einheiten drei Jahre beträgt;

...daß der Panzerfahrer eine Unteroffiziersstelle innehat und deshalb mindestens drei Jahre dient;

...daß man sich auch noch während des Grundwehrdienstes als Soldat auf Zeit bzw. Berufssoldat freiwillig melden kann.

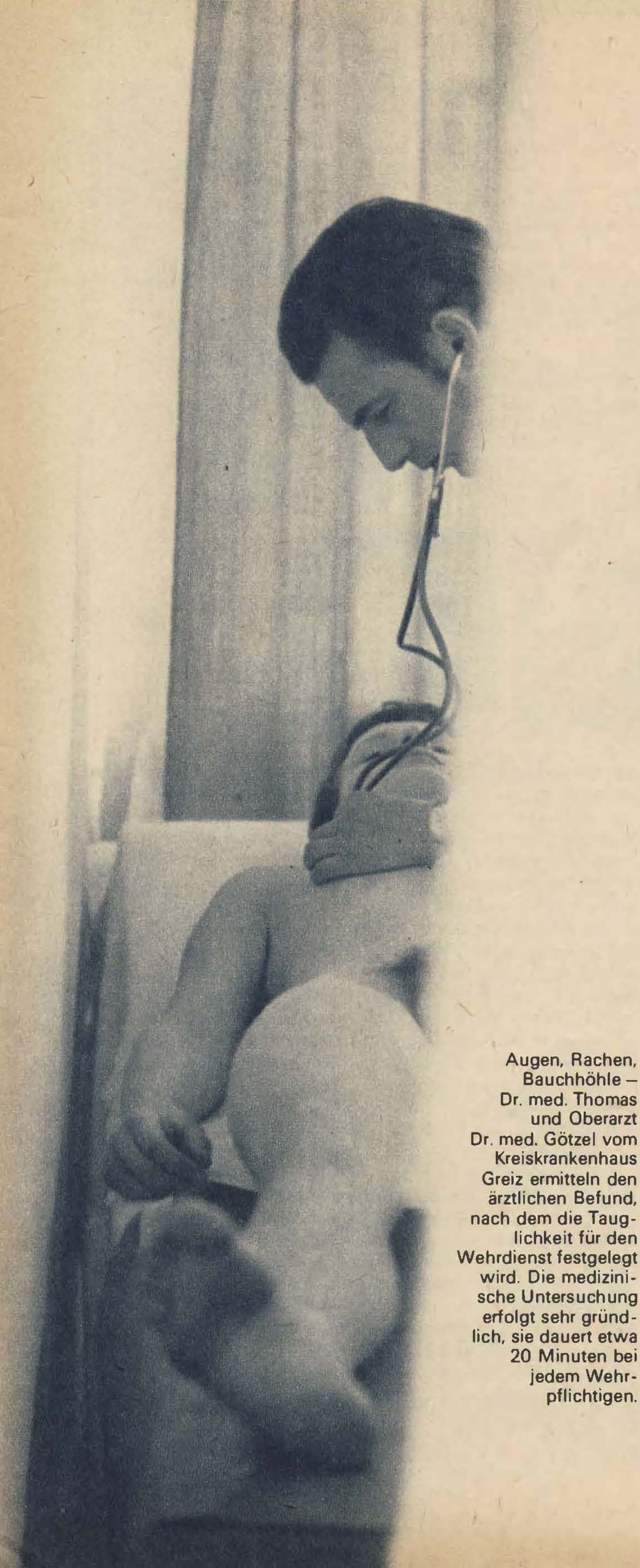


der den Wehrdienst als unliebsame Unterbrechung seines beruflichen Fortkommens betrachtet. Sie anerkennen zwar, daß es notwendig ist, meinen jedoch, das sei gewissermaßen verlorene Zeit. Stimmt denn das überhaupt? Nein, das stimmt noch nicht einmal vom eng persönlichen Standpunkt aus. Zwar kann der Jugendliche dabei nicht in jedem Fall seinem Beruf nachgehen oder studieren. Aber: Was anders als die hohe Gefechtsbereitschaft der Warschauer Vertragspartner hat denn dazu geführt, daß bisher der Friede erhalten blieb und daß sich die Lage in Europa etwas entspannen konnte? Und das ist doch die entscheidende Voraussetzung auch für das Glück des einzelnen. Ganz abgesehen davon vermittelt die Armeezeit dem jungen Mann zahlreiche neue Erkenntnisse und Erfahrungen; er wird klüger, menschlich reifer, politisch bewußter. Das nützt ihm im ganzen späteren Leben. Also kein Verlust, sondern ein Gewinn.

Die Jugendlichen um mich herum schauen nachdenklich. Frank Dörfler gibt zu: „Es muß und



Fast alle Jugendlichen beteiligen sich an der GST-Ausbildung. Dort werden sie von vielen freiwilligen Helfern gründlich auf den Wehrdienst vorbereitet. – Horst Sommer, Fahrlehrer der GST: „Da geht viel Freizeit drauf. Aber man freut sich, wenn man Erfolge sieht. Ich bin Arbeiter. Da interessiert mich, daß die Jugend gut vorbereitet zur Armee geht."



Augen, Rachen, Bauchhöhle – Dr. med. Thomas und Oberarzt Dr. med. Götzel vom Kreiskrankenhaus Greiz ermitteln den ärztlichen Befund, nach dem die Tauglichkeit für den Wehrdienst festgelegt wird. Die medizinische Untersuchung erfolgt sehr gründlich, sie dauert etwa 20 Minuten bei jedem Wehrpflichtigen.

wird vieles verlangt werden, das ist mir schon klar. Lernen werde ich bestimmt etwas." Die jungen Männer aus der alten Textilarbeiterstadt Greiz und Umgebung wissen, daß der Armeedienst die bisher größte Forderung ist, die der Staat ihnen stellt. Er bringt Konsequenzen mit sich, die sie bisher nicht kennengelernt haben. Getrennt vom Elternhaus in der Kaserne leben, Uniform und Waffe tragen, bereit sein, das Leben für unseren Staat einzusetzen – das ist viel. Deshalb bereiten Jugendverband, Schule und Betrieb die Wehrpflichtigen systematisch darauf vor, dieser hohen gesellschaftlichen Verantwortung gerecht werden zu können.

Fast alle 18jährigen im Raum nehmen an der vormilitärischen Ausbildung der GST teil. Viele haben sich bereits entschieden, was sie bei der Armee tun wollen. Reinhard Ullrich will seinen Grundwehrdienst als mot. Schütze ableisten. Hartmut Mallasch beabsichtigt, drei Jahre als Panzerfahrer zu dienen. Klaus Pohl war sich bis vor wenigen Minuten noch nicht recht schlüssig. Erst als er von der Musterungskommission wieder herauskommt, hat er sich für drei Jahre Dienst in einer Fla-Raketeneinheit entschieden. Burkhard Reiß und Helfried Döscher ist es egal, wohin sie kommen, sie wollen ihre Pflicht dort erfüllen, wo sie gebraucht werden. Ein löblicher und recht zweckmäßiger Standpunkt. Dieter Baudisch möchte als Soldat auf Zeit zu den Pionieren, um dort möglichst viel Pioniertechnik kennenzulernen, weil er nach der Armeezeit Baumaschinentechnik studieren will. Der Dieter weiß eben das gesellschaftlich Notwendige mit dem persönlichen Interesse glücklich zu verbinden. Und warum nicht? Jeder hat Vorstellungen, Wünsche, Ziele. Oft kommen sie den Erfordernissen des Militärdienstes entgegen. Die Musterungskommission berücksichtigt das, soweit es möglich ist.













Jeder junge Mann sieht die Musterung anders, aus seiner ganz persönlichen Betrachtungsweise. V. l. n. r.: Burkhard Reiß: „Es muß eben sein, es ist unsere gesetzliche Pflicht." – Uwe Michaelis: „Das ist mal was anderes, anderthalb Jahre kriegt man schon 'rum." – Hartmut Mallasch: „Ich mache freiwillig drei Jahre Panzerfahrer. Vater meint, ich soll nur gehen, wenn's mir Spaß macht." – Frank Dörfler: „Es wird viel verlangt, lernen werde ich bestimmt etwas." – Helfried Döscher: „Mir ist es egal, wohin ich komme." – Dieter Baudisch: „Normal, die Musterung. Es muß ja jeder mitmachen. Da muß man eben gehen."

Viele Fragen haben die Jungens zum praktischen Dienst in der Truppe. Vor allem die ersten vier Wochen, wo die militärische Grundausbildung erfolgt, erscheinen ihnen problematisch. Da würde man besonders hart gefordert, haben ihnen Ältere erzählt, die bereits aktiv dienten. Nicht, daß sie die vier Wochen fürchten würden. Eigentlich wollen sie zeigen, was sie können, wollen sich bestätigt finden. Doch sie möchten möglichst genau wissen, wie das aussieht. Nun ja, am schwersten wird es wohl sein, sich auf die Bedingungen des militärischen Lebens umzustellen. Von manchen zivilen Gewohnheiten muß man sich für diese Zeit rigoros trennen. Wer sich das vornimmt und es dadurch schnell schafft, dem fallen auch die ersten vier Wochen leichter. In dieser Zeit werden den jungen Soldaten militärische Grundkenntnisse und -fertigkeiten vermittelt, damit sie später ihre Aufgaben als Soldat, als Einzelkämpfer auf dem Gefechtsfeld erfolgreich lösen können. Auf dieses militärische Abc baut die nachfolgende Ausbildung auf. Wenn es dabei hart zugeht, so geschieht das nicht willkürlich. Es sind vielmehr die hohen Anforderungen des modernen Gefechts, die diese Härte von jedem Armeeangehörigen verlangen. Vom MPi-Schützen wie vom Panzerfahrer, vom Funker wie vom Matrosen, von den Soldaten ebenso wie von den Vorgesetzten – ohne Ausnahme. Gut kommen dabei die Jugendlichen zurecht, die sich bereits vor dem Wehrdienst psychisch und physisch auf größere Strapazen vorbereiten. Durch aktive Teilnahme an der FDJ-Arbeit. Durch Einnahme eines festen Klassenstandpunktes, damit man weiß, wofür man Soldat ist. Durch körperliches Training, um Kraft und Ausdauer zu erlangen. Durch das Leben im Kollektiv, wo man lernt, sich ein- und unterzuordnen. Durch straffe Ordnung und Disziplin in der Schule und am Arbeitsplatz. Und nicht zuletzt durch regelmäßige aktive Teilnahme an der GST-Arbeit.

Es ist den jungen Männern nicht fremd, was ich ihnen sage. Doch mancher zupft sich betroffen an der Nase, weil er nicht immer ernst genug nahm, was man ihm gesagt hatte. Im FDJ-Schuljahr, im Sport, in der GST... Doch bis zur Einberufung ist ja noch Zeit, etwas nachzuholen, nicht wahr?

Ein anderes Problem ist das Längerdienen. Es ist kein militärisches Geheimnis, daß die NVA jedes Jahr mehr Längerdienende benötigt. Eine Folge der ständig steigenden Anforderungen des Militärwesens. Auch die „Dr.-Theodor-Neubauer"-Oberschule in Greiz wirbt angehende Abiturienten seit Jahren als Berufssoldaten oder Soldaten auf Zeit. Mit Erfolg, wie sich zeigt. Einige von ihnen sind die Jugendfreunde Werner Feiler, Jür-

gen Fischer, Frank Nahser, Andreas Wangelik und Klaus-Uwe Schröck. Die fünf gehören dem Klub der Offiziersbewerber an, der an ihrer Schule besteht. Stolz erzählen sie, was sie bereits getan haben, um sich auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten: Regelmäßig löcherten sie Major Pietzsch mit tausend Fragen. In der GST arbeiten sie als Gruppen- oder Zugführer. In der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg" besichtigten sie Lehrkabinette und Traditionszimmer, wohnten der Sportausbildung bei; leider sahen sie nur nichts von der militärischen Ausbildung (warum?). In ihren Klassen überzeugten sie Mitschüler, ebenfalls Offizier oder Soldat auf Zeit zu werden... Für sie ist die Musterung eine längst erwartete, selbstverständliche Sache. Über ihre Tauglichkeit für die Offizierslaufbahn wird allerdings erst die zuständige Ärztekommission entscheiden, an die sie überwiesen werden.

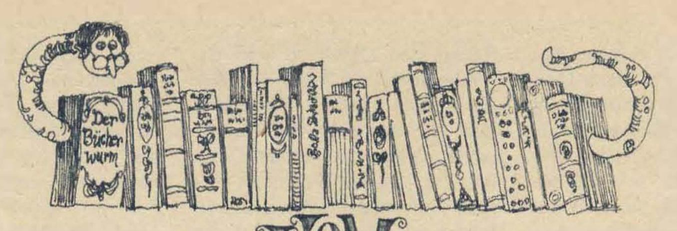
Was sind das eigentlich für Jungen, diese künftigen Offiziersschüler? Da ist Jürgen Fischer. Seine Eltern sind Arbeiter. Er ist stellvertretender FDJ-Sekretär und hat schon lange den Wunsch, Offizier bei den Fallschirmjägern zu werden. Ihn reizt es, hart gefordert zu werden, sich bei ungewöhnlichen Bedingungen bewähren zu können. Zielstrebig bereitet er sich darauf vor: Note eins in den naturwissenschaftlichen Fächern und in Staatsbürgerkunde. Im Sport ist er Bester der Klasse. Auf seiner Spezialstrecke, dem militärischen Mehrkampf, wurde er Bezirksmeister von Gera. Klassenlehrer Dr. Köhler, der der Musterungskommission angehört, bezeichnet ihn als „Offizier von zu Hause aus". Ein vielleicht nicht ganz exakter Ausdruck. Aber weil damit gemeint ist, daß Jürgen hart ist gegen sich selbst, energisch, kameradschaftlich und vorbildlich auf allen Gebieten, da mag es hingehen, denn damit hat er gute Voraussetzungen für den Offiziersberuf.

Neben den Offizieren und Dr. Köhler sitzen am Tisch der Musterungskommission zeitweilig auch Vertreter aus Greizer Großbetrieben sowie Mitarbeiter vom Rat des Kreises. Wer nicht dasitzt, das sind die vielen fleißigen Bürger aus dem Kreisgebiet, die die jungen Männer des Jahrganges 1954 auf den Wehrdienst vorbereiten. Ihre Arbeit wird hier gewissermaßen mit gewogen. Einer von diesen unermüdlichen Helfern im Hintergrund ist Paul Steinbach, stellvertretender Direktor der Greizer Betriebsschule des VEB Ingenieurhochbaukombinat Gera. Auf die Frage, warum er sich um die Wehrerziehung der Jugend so intensiv kümmert, antwortet er: „Wir sind Bauleute. Was wir bauen, sollen die Jungen mal übernehmen und weiterführen. Der Frieden wird am besten gesichert, wenn er mit der Waffe geschützt wird. Ich habe den letzten Krieg mitgemacht. Deshalb sage ich mir: lieber im Frieden etwas mehr tun, als daß es nochmal so weit kommt."

In Greiz gibt es seit Jahrzehnten ein geflügeltes Wort: „Was Greiz gewebt und Greiz gefärbt, das hält, bis es der Enkel erbt". Es drückt den Stolz der Greizer Textilarbeiter auf ihre Qualitätsarbeit aus. Es ist zu erwarten, daß die Greizer Soldaten des Jahrganges 1954 sich dessen würdig erweisen.

Oberstleutnant Rolf Dressel





VOM „GRAUEN WOLF" UND ANDEREN...

Vor fünfzig Jahren, im Dezember 1922, schlossen sich die einzelnen Sowjetrepubliken zu einem multinationalen Staat, der Sowjetunion, zusammen. In 15 Unionsrepubliken, 20 Autonome Republiken, 8 Autonome Gebiete und 10 Nationale Kreise gliedert sich das riesige Land. Die Entwicklung dieser Völkerschaften auf Grund der Leninschen Nationalitätenpolitik ist auf allen Gebieten unverkennbar. Manche Nationalität hat erst nach der Oktoberrevolution eine eigene Schriftsprache erhalten, konnte erst nach 1917 eine eigene Literatur entwickeln. Viele sowjetische Schriftsteller wurden inzwischen zum Begriff in der ganzen Welt. Der belorussische Schriftsteller Wassil Bykau (*„Die Schlinge", Verlag Volk und Welt – Spektrum-Reihe)* ist uns schon unter seinem russischen Namen Bykow („Die dritte Leuchtkugel", und „Alpenballade") bekannt. Im Mittelpunkt der Novelle stehen zwei Partisanen, die von Faschisten gejagt und gefangen werden. Bykau zeigt kaum Gefechtsszenen. Er durchleuchtet das Verhalten zweier Männer, die zunächst mit der Waffe dem überlegenen Feind trotzen, schließlich aber doch gefangengenommen werden. Zunächst ist Rybak der Tapfere, der Unerschrockene, der seinem Genossen Sotnikau schon auf dem Marsch durch die Schneewüste unter die Arme greifen muß, der sich dann später für den kranken und verwundeten Sotnikau aufopfert und ihn aus den Klauen der Polizisten zu retten versucht. Ein Held, möchte man meinen. Doch der Kampf hat viele Seiten. Heldentum viele Gesichter. Dann sind die Rotarmisten erbarmungslosen Verhören ausgesetzt, und hier erst zeigt sich, was ihnen eigentlich abverlangt wird. Wer wirklich tapfer, wer feige ist. Zunächst scheint es nur Klugheit zu sein, die den einen der beiden eingibt, sich mit den Polizisten gutzustellen, um der Hinrichtung zu entgehen, um wieder mit den Genossen kämpfen zu können. Doch reicht man dem Teufel den kleinen Finger, ergreift er die Hand. Rybak, der mit dem Gewehr so tapfere, muß erleben, wie seine guten Vorsätze vor der Grausamkeit der Polizisten zerrinnen, er muß erleben, wie er sein Leben, das er gerettet zu haben glaubt zerstört wird, wie er auch noch seine Ehre verliert. Der Tapfere stirbt nur einmal, der Feigling erlebt seinen Tod viele Male. Einer von ihnen ist als Held gestorben, einer kann als Verräter noch ein bißchen leben. Bykau zeigt eindringlich die menschliche Seite dieses Problems, er lotet die Haltung der beiden Rotarmisten tief aus, er erschüttert.



Illustrationen: Horst Bartsch

Auch im zweiten Weltkrieg, einem Grundthema sowjetischer Literatur, doch aus völlig anderer Sicht, handelt Alexander Woinows *„Fünf Tage" (Militärverlag)*. In diesem Buch schildert der Autor die Vorbereitung der großen Operation, die zur Schließung des Stalingrader Kessels führte und die entscheidenden ersten fünf Tage dieser Schlacht. Im Zentrum des Buches steht General Watutin, der 1944 an den Folgen einer Verwundung starb. Ins Blickfeld des Lesers rücken eine Vielzahl Personen, die mit, neben und unter dem General ihren Dienst versahen. Für den Armeeführer kommt es darauf an, die umfassende Operation auszuarbeiten, die Truppen von den Faschisten unbemerkt in die Ausgangsstellungen zu bringen, aus der Abwehr in den Angriff überzugehen und bei möglichst wenig eigenen Verlusten den nach Stalingrad stürmenden Aggressoren den Rückweg abzuschneiden und sie zu vernichten. Die Verantwortung eines Generals vor seinen Soldaten und Offizieren wird sichtbar, die Verantwortung seiner bedrohten Heimat gegenüber, die unter der faschistischen Gewalt unsagbare Opfer bringt. Der einzelne Kämpfer scheint bei diesem Materialeinsatz kaum etwas zu zählen, die Feuerkraft auf beiden Seiten ist kolossal, und doch werden gerade in diesem Buch in knappen Episoden die Gefühle und das Verhalten der Menschen deutlich. Waffen allein können nicht alles entscheiden. Menschliche Tapferkeit, Größe oder auch Verzagtheit spielen die wesentliche Rolle für den Ausgang der Schlacht, trotz Panzer und Artillerie. Der einzelne Soldat und der Offizier, ihre Moral, der klügere Heerführer entscheiden. Woinows „Fünf Tage" bleibt gewiß in seiner literarischen Bewältigung hinter Si-

monow und Alexander Bek und anderen hervorragenden Kriegsbüchern zurück, bleibt manchmal etwas allgemein und zeigt die Probleme der Kämpfer häufig nur episodisch.

Eine kleine literarische Kostbarkeit und etwas für interessierte Leser ist *„Das Taubenkloster" von Howhannes Tumanjan.* Der Band enthält eine Auswahl Gedichte und Verslegenden, Essays, Poeme und Prosa des armenischen Dichters, der von 1869 bis 1923 lebte. Tumanjan ist Autodidakt, ein Naturtalent, das mitten im Volk lebt und dichterisch ausdrückt, was sein Volk empfindet, die Menschen und die Landschaft belauscht und dem Gehörten Ausdruck verleiht. Tumanjan ist Armenier, und die Not seines Volkes, zwischen Russen und Türken eingezwängt zu sein und immer in der Gefahr, von beiden großen Völkern zerrieben zu werden, spricht sich in seinem Werk aus. Wie viele Große der Literatur, so wendet sich auch Tumanjan dem Volksgut zu. Er sammelt Märchen und schreibt sie auf, um sie vor dem Vergessen zu bewahren. Ebenso erfaßt er Legenden, Fabeln, Sagen, eben die ungedruckte Weisheit des Volkes. Und immer wieder in seinen Reden und Aufsätzen die armenische Frage, die bewußte und eindeutige Hinwendung zu Rußland. Er ruft den großen Nachbarn im Norden als Bundesgenossen gegen die Türkei. Er leidet unter dem Blutbad, das die Türken während des ersten Weltkrieges unter den Armeniern anrichten, er begrüßt 1917 die Oktoberrevolution und erkennt ihre Bedeutung für die Armenier. So gibt dieses schmale Bändchen einen guten Einblick in das Schaffen eines sensiblen, stimmkräftigen Volksschriftstellers, dessen Nationalität in der Sowjetunion eine wirkliche Heimstatt gefunden hat.

Ahto Levi „Ich war der graue Wolf – Aufzeichnungen aus der Unterwelt" (Verlag Volk und Welt) erscheint zu Recht als Nachauflage. Schon der Titel ist aufreizend. Unterwelt interessiert immer. Und der estnische Autor, der russisch schreibt, hält, was der Titel verspricht. Levi wollte kein Schriftsteller sein, er hat aufgeschrieben, was er in jungen Jahren erlebte. Zuerst Jungenstreiche, viel Abenteuerlust, Flucht aus dem Elternhaus, Krieg und Kriegswirren und immer wieder Flucht, und zusehends nähert er sich der Grenze, die ein geordnetes Leben von dem eines Kriminellen trennt. Krieg und Nachkrieg erleichtern es, Verbrecher



zu werden, und ohne viele Bedenken läßt der „Graue Wolf", wie er in seinen Kreisen genannt wird, Recht und Gesetz hinter sich. Beeindrukkend ist dieser Weg in die Gesetzlosigkeit und in die Unterwelt, ohne Beschönigung dargestellt, erregend dieses Verbrecherdasein, das Suchen nach Beute und immer wieder Flucht. Er ist clever genug, der Miliz zu entwischen. „Der Graue Wolf" ist Einzelgänger, schließt sich dann einer Bande an, nennt sich voller Stolz Berufsverbrecher, bricht mit der Bande, was lebensgefährlich ist, wird wieder Einzelgänger. In Gefängnissen und Straflagern ist er kaum zu halten, bis er dann doch, getroffen von schweren Schlägen, über sein Vagabunden- und Verbrecherdasein nachzudenken beginnt und trotz unerhört harten Bedingungen ein neues Leben sucht und findet. Der Vorteil dieses außerordentlich packenden Buches: es wird nicht agitiert, wird nicht moralisiert, wird schnörkellos erzählt. Der Autor quält seinen Bericht nicht auf Literatur, dadurch erhalten wir ein Stück Literatur. Ursprünglich. Er erzählt nüchtern seine Erlebnisse, und die sprechen für sich. Den Leser nimmt das Schicksal des Helden gefangen, und er geht anteilnehmend alle Stationen dieses fast verlorenen Lebens mit.

„Rentierzüchter am Schwarzen Meer" heißt der Karikaturenband aus dem *Eulenspiegel-Verlag.* Was uns die Zeitschrift „Eulenspiegel" bedeutet, das ist dem Sowjetbürger das „Krokodil". Dieses Bändchen vereinigt einige der besten Karikaturen aus der satirischen Zeitschrift. Das ist etwas, was nachdenklich, schmunzeln, lachen macht. Sowjetische Karikaturisten nehmen Probleme ihres Landes und internationale Probleme aufs Korn, und sie schießen treffsicher. Kleinbürgerliche Überbleibsel werden angeprangert, Bürokratismus, Mißwirtschaft, Gewinnsucht und Eigennutz, Rowdytum und Herzlosigkeit, kurz Schwierigkeiten, mit denen sich die Sowjetunion noch herumzuplagen hat. Der Gegner wird entlarvt, sein historisch bedingter Untergang ins Bild gesetzt. So ist dies ein im wahrsten Sinne des Wortes vielseitiges Buch, heiter und ernst gleichermaßen, ein Lese- und Bilderbuch, vergnüglich anzuschauen, dem man manche gute Seite abgewinnen kann.

Vor fünfzig Jahren wurde die Sowjetunion begründet, auch in den von uns erwähnten Büchern läßt sich einiges von dem Weg ablesen, den die stärkste Macht des Friedens in dieser Zeit zurückgelegt hat.

Thomas



Was sich an Grenzübergängen ihres Landes ereignete, notierten Mitarbeiter unserer ungarischen Bruderzeitschrift „Igaz Szô“ für die Leser der AR.

Schmuggel



Das Schmuggeln – die illegale Beförderung von Waren und Menschen aus einem Staatsgebiet in ein anderes – war bekanntlich schon in der Antike zu hoher Vollkommenheit gediehen. Hatten beispielsweise doch die Griechen – laut Homer – ihre Krieger im Bauche eines hölzernen Pferdes nach Troja geschmuggelt.
Man könnte glauben, daß sich die Methode seither erheblich verändert habe; aber das ist nicht der Fall. Geändert hat sich höchstens die Szenerie. Gold im Geigenkasten, Brillanten in der Wurst, Geld im Brot, Opium im Spazierstock – all das sind uralte und immer wieder zu neuem Leben erweckte Tricks. Selbst das klassische Holzpferd taucht in kleinerer Ausführung zuweilen wieder auf; und es ist ganz erstaunlich, was beispielsweise in den Bauch eines Schaukelpferdes alles so hineingeht.

Ein wenig zu schäbig

Die Geschichte mit den Uhren ereignete sich etwa zu der gleichen Zeit wie die meisten Vorkommnisse, die hier erzählt werden. In ihr spielt Unterfeldwebel Kálmán Széll eine wichtige Rolle, ein Genosse, der in seiner Einheit wie kaum ein zweiter die verschiedenen Typen von Eisenbahnwaggons für die Personen- und die Güterbeförderung kennt. Unzählige Versteckmöglichkeiten sind ihm vertraut. Er wurde zum Schrecken der Schmuggler.
Gründlich wie er sind natürlich auch viele andere seiner Genossen – und dem wiederum versuchen manche von denen, die sich über Zollvorschriften sowie über Ein- und Ausfuhrverbote hinwegsetzen, durch eine „Taktik der Einfachheit“ zu begegnen:
Unterfeldwebel Széll war an jenem Tag, von dem hier die Rede ist, fest davon überzeugt, daß



geschichten

ihm in dem von ihm kontrollierten Schlafwagen kein noch so raffiniertes Versteck entgangen sein konnte. Alles schien in Ordnung zu sein. Da fiel ihm in einem Winkel des Gepäckraumes ein offen herumliegendes kleines Päckchen auf. Ein sehr schäbiges Päckchen. In verknittertes und zerrissenes Packpapier war es eingewickelt, dazu noch liederlich verschnürt.
Wer nimmt denn so etwas mit auf die Reise? wunderte sich der Unterfeldwebel – und schaute hinein. In dem Päckchen waren 163 Armbanduhren.
Natürlich bekannte sich keiner der Mitreisenden im Waggon zur Rolle des Eigentümers. Wie sollte auch ein Schmuggler großen Formats wegen einer „Bagatelle" von „nur" 42640 Forint seine Freiheit riskieren? Er schluckte den Verlust, ohne mit der Wimper zu zucken – falls er überhaupt in diesem Wagen war.

Mit Lokomotivwasser

Eine Zeitlang war der Schmuggel mit Medikamenten und bestimmten pharmazeutischen Erzeugnissen rapide angewachsen. Noch heute lachen die Grenzsoldaten und die Genossen vom Zoll über eine ältere Frau, die sich, als man bei ihr mehr als tausend solcher Artikel beschlagnahmte, folgendermaßen verteidigte:
„Wo denken Sie hin?! Ich schmuggele doch nicht, Gott bewahre! Das alles brauche ich zu meinem persönlichen Bedarf."
„Auch die Gummiwaren?"
„Nun . . ., nun ja, man will doch was vom Leben haben."
Ähnlich argumentierte eine junge Dame, die versucht hatte, mehrere Dutzend Schaumgummimäntel über die Grenze zu schmuggeln. Als man sie fragte, was denn die weichen Ballen

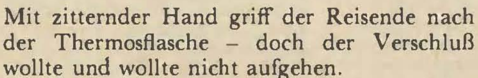


in ihrem Koffer seien, antwortete sie selbstbewußt, daß es sich um Watte für ihren persönlichen Bedarf handele.
„Zum Gebrauch bei kleinen Unpäßlichkeiten. Sie verstehen?"
Feldwebel István Nagy, der die Zollkontrolle durchführte, verstand sehr gut. Immerhin wußte er aber auch in der Biologie so weit Bescheid, daß er bei diesen riesigen Mengen „Watte" Verdacht schöpfte. Und das, wie sich dann herausstellte, ganz zu recht.
Die Dame war übrigens Bürgerin eines fremden Staates; und als man ihren Reisepaß genauer untersuchte, entdeckte man darin die Spuren chemischer Veränderungen. Der Paß war vermutlich gefälscht.
Natürlich behauptete sie, davon absolut nichts zu wissen.
„Ist Ihnen denn nicht aufgefallen, wie sehr dieser Stempelabdruck hier verblichen ist?" fragte ein Offizier.
„Ja, das schon", sagte sie. „In Wien habe ich den Paß nämlich im Wartesaal liegen lassen. Als ich ihn wiederfand, war er sehr verschmutzt. Da versuchte ich, den Paß mit Wasser abzuwaschen. Daher die verblichene Farbe."
Der Offizier nahm einen nassen Schwamm und begann, damit die noch unversehrten Stempelabdrücke abzureiben.
„Schauen Sie her, der Stempel verblaßt keineswegs", sagte er dann.
„Na, weil das gewöhnliches Wasser ist. Ich aber habe Lokomotivwasser genommen", gab die Schmugglerin dreist zur Antwort.
„Ach, so ist die Sache", meinte daraufhin der Offizier. „Da sind Sie natürlich fein heraus. Auf alle Fälle werde ich aber eine Anzeige aufnehmen. Da können Sie dann vor Gericht versuchen, sich reinzuwaschen. Vielleicht auch mit Lokomotivwasser. . ."
Was allerdings vergeblich gewesen sein soll.

Ein Schlückchen in Ehren

Es war ein ziemlich kühler Tag, als Feldwebel András Szücs und seine Genossen den Fernschnellzug bestiegen. Die Kontrolle verlief zügig und reibungslos. Es gab kaum Beanstandungen.
In einem Abteil bemerkte der Feldwebel jedoch einen Reisenden, der einen sehr unruhigen und zugleich verlegenen Eindruck machte. Das konnte natürlich die verschiedensten Ursachen haben. Immerhin, András Szücs sah sich nun noch gründlicher in dem Abteil um.
Auf dem Klapptisch stand eine große Thermosflasche. Ja, für kalte Tage mochte so etwas sehr gut sein. Dem Feldwebel schien es, als sei der sonderbare Reisende, dessen Augen seiner Blickrichtung gefolgt waren, nun ganz in sich zusammengekrochen.
„Ob hier was Heißes drin ist?" fragte er ins Blaue hinein und tippte die Flasche mit dem Finger an.
„Bohnenkaffee", kam es zögernd aus der Ecke des Reisenden.
„Also Ihre Flasche", stellte András zufrieden fest und fügte hinzu: „Ich schlüge es Ihnen nicht ab, wenn Sie mir bei dieser Kälte ein Schlückchen anbieten würden."
„Ja, darf ich das denn überhaupt? – Wo Sie doch im Dienst sind. . ."
„Einmal ist keinmal", behauptete der Feldwebel mit seinem gewinnendsten Lächeln. „Da kann man schon mal ein Auge zudrücken!"
Schweigen.
Plötzlich wurde der Reisende lebhaft: „Also, daß ich mich so irren konnte – in der Flasche ist ja gar kein Kaffee, sondern Glühwein. Den dürfen Sie ganz gewiß nicht trinken."
„Warum nicht?" fragte András Szücs ungerührt. „Ein Gläschen ist für mich völlig ungefährlich."





Mit zitternder Hand griff der Reisende nach der Thermosflasche – doch der Verschluß wollte und wollte nicht aufgehen.

„Gestatten Sie? Ich helfe Ihnen", sagte der Feldwebel, ergriff die Flasche, entfernte mit einem Ruck den Verschluß und kippte das Gefäß langsam um.

„Um Himmelswillen, das Polster!" rief ängstlich eine Frau.

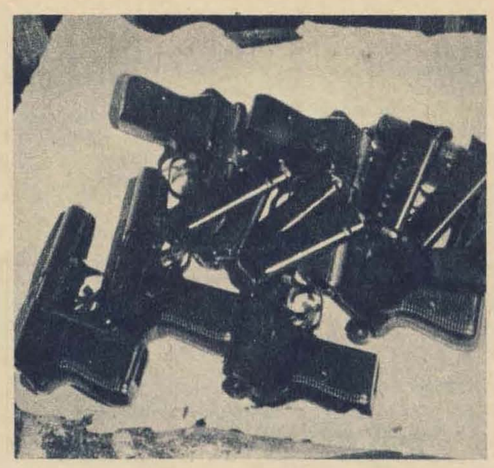
„Keine Bange", meinte Szücs, „was klappert, das tropft nicht."

Die Thermosflasche enthielt achtundsechzig Goldmünzen (14karätig), ausländische Banknoten und einen goldenen Anhänger.

„Wenn ich nur wüßte, wie das in meine Thermosflasche gekommen ist; ich habe wirklich keine Ahnung", jammerte der Festgenommene und zog sich damit auf jene zweifelhafte Position zurück, die vielen Geständnissen vorauszugehen pflegt.

Warmer Regen und blaue Bohnen

Wie ansonsten unter Kriminellen spielt also auch bei den Schmugglern der Große Unbekannte eine bedeutende Rolle. Ein anderes Beispiel dafür erzählt Feldwebel József Simon:



„Es war in einem Touristenbus, der aus dem Westen kam. Ich bat, das Gepäck aus den Netzen zu nehmen, da flogen auf einmal Münzen und Banknoten durch die Luft. Es war ein richtiger Geldregen, und er kam aus einem der Gepäckstücke. Da ließ ich den Bus abstellen und ihn bis auf die letzte Schraube untersuchen. Ich kann Ihnen sagen, das lohnte sich. Alle möglichen Ritzen und selbst die Lampengehäuse waren mit Banknoten vollgestopft. – Wem das Geld gehörte? Von den Reisenden wußte es angeblich keiner."

Einen Tag zuvor war dem Genossen Simon ein anderer „großer Fang" geglückt. Zwei ausländische Personenkraftwagen hatten sich an der Grenzübergangsstelle eingefunden.

„Der, um den es sich hier handelt, war ein dunkelbrauner Jaguar", erzählt der Feldwebel. „Auf dem Rücksitz schlief ein kleines Kind. Ich sprach leise, um es nicht aufzuschrecken, und griff ganz behutsam unter die Decke, auf der es lag. Da stieß ich auf einen harten Gegenstand. Es war eine Winchesterbüchse!

Wut packte mich über diesen widerlichen Trick; doch ich konnte mich beherrschen und fragte vorerst nach der Einfuhrgenehmigung. Die Leute hatten keine; und auf der Zollerklärung war die Waffe natürlich auch nicht aufgeführt.

Möglicherweise klang meine Stimme schärfer als sonst, als ich nun fragte, ob sie weitere Waffen bei sich hätten. Zögernd überreichte man mir noch zwei Revolver und eine automatische Pistole. Schließlich kamen auch noch 3500 Schuß Munition zum Vorschein.

Das weitere war nun schon kein Fall für mich mehr. Doch meine Entrüstung blieb. Und die Erfahrung, daß in der bürgerlichen Denkweise solcher Leute selbst der Mißbrauch von Kindern auch heute noch möglich ist.

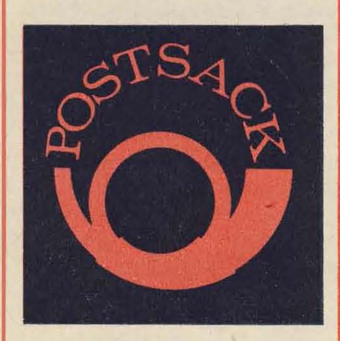
... und die „Alten Herren"?

Wie ist das mit den Normen beim Reservistenwehrdienst? Schließlich kann man doch von uns „Alten Herren" nicht die gleichen Leistungen wie von Zwanzigjährigen erwarten.
Herbert Weißmüller, Lauchhammer

Im Gefecht unterscheidet der Gegner nicht zwischen Alten und Jungen. Deshalb kann es auch keinen Unterschied in den Normen geben. Mit einer Ausnahme: In der militärischen Körperertüchtigung sind die Leistungswerte nach Altersklassen gegliedert.

In guter Erinnerung

Bereits während meiner Dienstzeit – ich war von 1968 bis 1971 bei der NVA – hatte ich mich mit Fragen, die meinen Dienst betrafen, an die AR gewandt. Für die ausführlichen Antworten möchte ich mich noch nachträglich bei den



Genossen Oberst Richter und Oberstleutnant Dr. Usczeck recht herzlich bedanken. Auch heute lese ich noch mit Interesse die AR.
Unterfeldwebel d. R. Gehrt, Ahrendsee

Noch extra bezahlen?

Vom 2. 6. bis zum 27. 6. lag ich in der Universitätsklinik Jena. Bekomme ich für diese Zeit ein Verpflegungsgeld?
Unterfeldwebel Rethfeldt

Da Sie, ohne zu bezahlen, an der Gemeinschaftsverpflegung in der Klinik teilgenommen haben, erhalten Sie von der NVA auch kein Verpflegungsgeld.

Feste der Jugend und Studenten

Wann und wo fanden bisher die Weltfestspiele statt?
Stabsgefreiter Wendheim

Vom Weltbund der Demokratischen Jugend und vom Internationalen Studentenverband wurden bisher neun Weltfestspiele organisiert:
I. = 20. 7.–17. 8. 1947 in Prag;
II. = 14. 8.–28. 8. 1949 in Budapest;
III. = 5. 8.–19. 8. 1951 in Berlin;
IV. = 2. 8.–16. 8. 1953 in Bukarest;
V. = 31. 7.–14. 8. 1955 in Warschau;
VI. = 28. 7.–11. 8. 1957 in Moskau;
VII. = 24. 7.–4. 8. 1959 in Wien;
VIII. = 28. 7.–6. 8. 1962 in Helsinki;
IX. = 28. 7.–6. 8. 1968 in Sofia.

Vermiest

Schon viele Jahre lese ich Eure Zeitschrift. Sie hat mir auch immer sehr gefallen. Es waren immer schöne Mädchenfotos drin. Aber jetzt wird sie immer mieser. Schöne Fotos fehlen, und auch auf dem Rücktitel ist nichts mehr los! Es wäre doch schön, wenn Ihr die Tradition fortsetzen würdet. Wenn nicht, dann muß ich Dich leider abbestellen.
Wolfgang Lindl, Mülsen

AR im nächsten Jahr früher

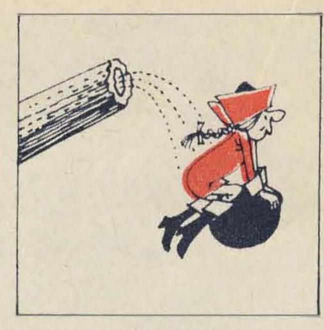
Viele Jahre bin ich schon Dein treuer Leser, und ich möchte es auch noch lange bleiben. Ich bin aber seit langem nicht mehr mit dem Auslieferungstermin einverstanden. Die AR trifft bei uns jeden Monat so um den 26. bis 30. bzw. 31. ein. Die diesjährige Juliausgabe kam sogar erst am 5. 8. an. Mich würde interessieren, bis zu welchem Zeitpunkt die AR ausgeliefert werden muß.
Gefreiter d. R. Mösche, Altenberg

Die AR wird in der 2. Monatshälfte ausgeliefert. Aus arbeitsorganisatorischen Gründen muß sich die Druckerei an diesen Termin halten. Wir bemühen uns aber, in Zusammenarbeit mit der Druckerei für 1973 eine frühere Auslieferung zu erreichen.

Wenn neue Gardinen Mode sind

Seit meiner Versetzung in die Reserve im Mai 1971 bin ich in einem Wehrkreiskommando als Zivilbeschäftigter tätig. Meine Arbeitsstelle liegt etwa 200 km von meinem Wohnort entfernt. Jedes Wochenende fahre ich nach Hause zu meiner Frau. In nächster Zeit haben wir endlich Aussicht, eine Wohnung an meinem Arbeitsort zu bekommen. Habe ich einen Anspruch auf finanzielle Unterstützung beim Umzug?
Unterfeldwebel d. R. Gehrt

Entsprechend des Reisekostenrechts in der DDR, das auch in der NVA anerkannt wird, werden Ihnen die Umzugskosten erstattet. Außerdem erhalten Sie noch einen einmaligen Zuschuß in Höhe von 10% des monatlichen Bruttoverdienstes („Gardinengeld"). Vorausgesetzt werden muß allerdings, daß ein eigener Haushalt vorhanden ist.



à la Münchhausen

Im August sah ich mir die Fernsehfilmserie „Vier Panzersoldaten und ein Hund" an. Bedenklich fand ich eine Szene, in der man mit einer Eisensäge das Kanonenrohr des Panzers Nr. 102 einfach um ein Stück kürzte. Nun möchte ich Sie fragen, ob es wirklich möglich ist, mit einer Handsäge ein Panzerkanonenrohr durchzutrennen, oder ob die Schöpfer dieses Films einmal mehr ihre Phantasie haben walten lassen?
Jürgen Wusterhausen, Lugau

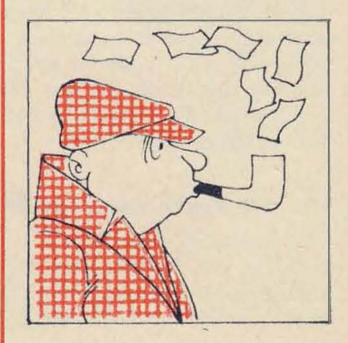
Wir schließen uns dem letzteren an.

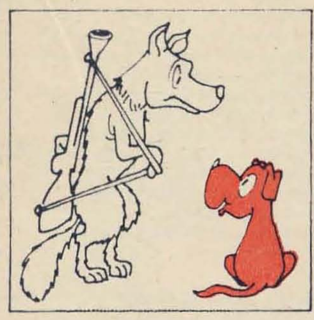
Lockte „Mini-Kriminalisten" hervor

Das dreiteilige Preisausschreiben „Großfahndung" (Hefte 5 bis 7) war ja sehr interessant und erforderte etwas kriminalistische Fähigkeiten. Der Redaktion für diesen Einfallsreichtum alle Achtung und herzlichen Dank. Weiter so!
Karl Handke, Bautzen

Leicht war es nicht, aber es hat Spaß gemacht.
Soldat Palme

Ich bin platt! 5000 Mark für das ganze Preisausschreiben „auszuspucken", das war bei der AR noch nie da. Ihr verwöhnt ja die Leser ganz schön, wenn's so weitergeht.
Gerhard Martschok, Bad Liebenwerda





Vier- statt Zweibeiner

Könnten nicht statt der aufwendigen Wachposten in den Kasernen überall dressierte Schäferhunde eingesetzt werden?
Gerd Michelsen, Wernigerode

Im Prinzip ja, aber mit ihrer Schießausbildung hapert es noch ein bißchen.

Auf den Bauch geschaut

Zu dem Farbfoto mit dem aufmarschierenden Spielmannszug im Juliheft, Seite 4: Solche Bilder sollte man nicht veröffentlichen. Der „Tambourmajor" hat ein schlecht sitzendes Koppel.
Klaus Dyroff, Erfurt

Hat Staub aufgewirbelt

Der Beitrag im Postsack 7/72 „Greif zum Besen, Kumpel" hat mich stark verärgert. Wo kämen wir denn da hin, wenn die Soldaten nun auch noch die Unterkünfte der Unteroffiziere reinigen sollten? Unteroffizier Rau hat wohl vergessen, in was für einer Armee er den Ehrendienst ableistet!
Gefreiter Gerlach

Ein Wort unter „Kollegen", Genosse Rau: In unserer Einheit finden wir Unteroffiziere es als selbstverständlich, daß wir unsere Stuben sauberhalten. Dazu bedarf es keines Extrabefehls eines Vorgesetzten. Und auch Dir wird wohl keine Perle aus der Gruppenführer-Krone fallen, wenn Du mal zu Besen und Wischlappen greifst. Nichts für ungut!
Unteroffizier Herzog



Ich bin der Meinung, daß Vorgesetzte, die um solche Handgriffe feilschen, bei uns in der Armee sowie in der sozialistischen Industrie fehl am Platze sind. Es werden Männer gebraucht, die zupacken können und sollen.
Horst Scholtze, Lützschena

Was sollen die vielen Ziffern?

Die neuen Dienstvorschriften besitzen eine sehr lange Nummernbezeichnung. Warum ist man von der alten Numerierung, z. B. 10/3, abgegangen?
Soldat Eccarius

Die neuen Bezeichnungen sind notwendig geworden, da die Nachweisführung mittels Datenverarbeitung vorgenommen wird. Im allgemeinen Sprachgebrauch allerdings heißen die Dienstvorschriften nach wie vor so, wie es bisher üblich war, also beispielsweise: „DV zehn – Strich – drei".

Familienfahrt en gros

Bekanntlich gewährt die Reichsbahn seit dem 1. Juli 1972 Familien mit drei und mehr Kindern Fahrpreisermäßigungen. Gilt das auch für uns Soldaten? Bei mir zu Hause hüpfen vier Gören herum.
Oberfeldwebel Kretzschmar

Armeeangehörige kommen selbstverständlich auch in den Genuß dieser Vergünstigungen. Allerdings müssen immer mindestens drei Personen einer Familie zusammen reisen. Falls aus dem Wehrdienstausweis nicht die erforderlichen Angaben über die zum Haushalt gehörenden Kinder ersichtlich sind, ist eine besondere Bescheinigung vorzulegen, die entsprechenden Vordrucke dafür sind bei den Fahrkartenschaltern erhältlich.

Mit großem Interesse . . .

Mit sehr viel Interesse lese ich als Berufssoldat und Grenzer seit einigen Jahren alle Ausgaben der AR. In der 7/72 gefiel mir besonders das Interview mit unserem Minister. Meiner Ansicht nach gab er auf viele interessante Fragen Antwort, die besonders für die Erziehung unserer Soldaten wichtig sind. Ich kann berichten, daß das gesamte Gespräch nicht nur von mir, sondern von allen Genossen der Einheit mit großem Interesse gelesen wurde.
Unterfeldwebel Geigenmüller

Dieser Beitrag löste in unserem Kollektiv und weit darüber hinaus eine rege Diskussion aus. War es doch gut für uns zu erfahren, wie unser Minister über die Probleme der Soldaten in der NVA denkt.
Offiziersschüler Gollnick

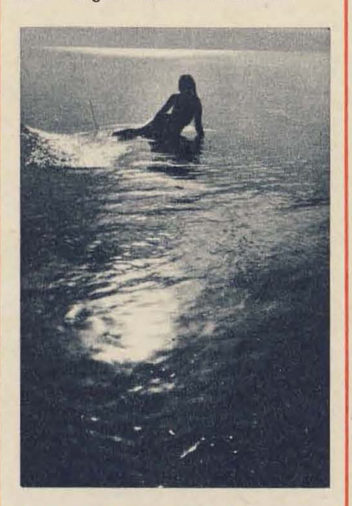
Das Interview hat mir sehr gut gefallen. Die Probleme betreffen alle Sphären des Soldatenlebens. Der Genosse Minister erzählte uns viel von sich selbst. Ich denke, sein vielseitiges Literaturinteresse ist nicht nur bewundernswert, sondern auf jeden Fall für jeden Armeeangehörigen auch beispielgebend!
Soldat Küttner

Genaues wußte man nicht

AR-Heft 7/72, Seite 79: Endlich mal ein weiblicher Akt im Soldatenmagazin!
Unterfeldwebel Gerstner

Sind Sie so sicher?

Warum wurde die Dame so entfernt aufgenommen? Traute sich



der Fotograf nicht heran?
Karsten Lortzing, Mittweida

Er hatte die Nichtschwimmergrenze erreicht!

Gratuliere zum Anfang! Hoffentlich bleibt Ihr nicht auf halbem Wege stehen. Aber auch wenn es nicht klappen sollte: Ich halte Euch weiterhin die Treue!
Unteroffizier Stein

Dies und das

Wer kann mir Fotos und Zeichnungen von Kriegsschiffen (17. Jahrhundert bis heute) schicken?
Peter Fink, 7024 Leipzig, Hänischstr. 41

Suche Bilder über den sowjetischen leichten Kreuzer „Bogdan Schmelnitzki".
Rudi Pawelzyk, 8501 Leppersdorf, Röderstr. 1

Von 1964 bis 1968 diente ich mit dem Obermaat Harald Göhl bei der

Volksmarine. Nach unserer Versetzung in die Reserve verloren wir uns aus den Augen. Nun habe ich mein Studium beendet und eine Familie gegründet. Es liegt mir sehr viel daran, mit ihm wieder in Verbindung zu treten. Vielleicht gelingt es über die AR, ihn zu erreichen.
Obermaat d. R. Udo Koob,
756 Guben, J.-Marchlewski-Ring 60

Ein bulgarisches Mädchen möchte gern mit einem 19- bis 22jährigen jungen Mann in russisch oder bulgarisch korrespondieren.
Petruschka-Naidenowa Tankowa, Lowec, ul. Zar Oswaschditel, Volksrepublik Bulgarien

Möchte mit einigen Briefmarken- und Münzensammlern in freundschaftliche Verbindung treten. Ich verstehe Russisch, Deutsch, Englisch, Französisch und Polnisch.
Josef Pryczynicz, Szczecin-3, Skrytka Pocztowa Nr. 6, VR Polen

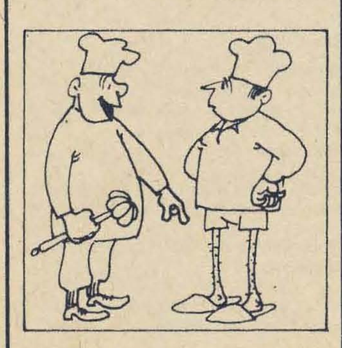
Auf Wunsch eines alleinstehenden Fräuleins von 17½ Jahren veröffentlichen wir ihre Anschrift:
Sabine Wauer, 7031 Leipzig, Holbeinstr. 11

Das Essen mundet wieder

Im Juniheft berichteten wir in einem Beitrag („Man nehme") Lobenswertes über zwei Küchen bei den Luftstreitkräften und bei der Volksmarine. Wir druckten aber auch gleichzeitig kritische Bemerkungen der Soldaten ab und forderten beide Kommandeure öffentlich auf, sich zu äußern. Hier Auszüge aus ihren Briefen:

„Zu den Kritiken der Soldaten wurde mit dem Offizier für Verpflegung, dem Vorsitzenden der Verpflegungsprüfungskommission und den Küchenleitern eine Beratung durchgeführt. Im Ergebnis wurde die Änderung der festgestellten Mängel erreicht. Die Versorgung der 24-Stunden-Dienste und kleinerer Gruppen auf dem Flugplatz wurde neu organisiert. Es erfolgte ein zusätzlicher Kfz.-Einsatz, der die reibungslose Versorgung mit warmem Essen garantiert. Es wurden Ersatzteile für Thermophore beschafft. Eine entsprechende Instandsetzung erfolgte, so daß den Küchen jetzt ordnungsgemäße Behältnisse zur Verfügung stehen. Die Versorgung des Personalbestandes mit Verpflegung wird auch künftig einen wesentlichen Platz bei der allseitigen Verbesserung der Lebensbedingungen in unserem Standort einnehmen."
Major Ziesche

„Zu den im Beitrag genannten Mängeln wurden Maßnahmen zur Erweiterung der Sortimente an Wurst, Fleischwaren, Obst und Gemüse mit den Handelsbetrieben festgelegt. Ungeachtet der im Versorgungsbereich zeitweilig stark in Erscheinung getretenen Schwierigkeiten beim Angebot von Obst und Gemüse, konnte durch tägliche Selbstabholung beim Lager des Handelsbetriebes die Versorgung auf diesen Gebieten verbessert werden. Das angebotene Sortiment an Wurst und Fleischwaren ist reichhaltig und steht fast ständig zur Verfügung. Auf Grund organisatorischer Mängel war das bezogene Sortiment eintönig und gewährleistete keine Abwechslung. Durch Herausgabe von Sortiments- und Preislisten sowie Schulung der Bordköche und des Lagerpersonals wurde hier ebenfalls eine Veränderung erreicht."
Kapitän zur See Thude



Hochschulbeginn mit 300 Mark

Mein Freund erzählte mir, daß die Offiziersschüler jetzt mehr Geld bekämen. Teilen Sie mir bitte doch Genaueres darüber mit.
Klaus Kurtwang, Döbeln

Die Dienstbezüge im ersten Lehrjahr sind auf 300 Mark, die im zweiten auf 350 Mark erhöht worden. Im dritten und im vierten Lehrjahr gibt es wie bisher 400 und 500 Mark.

In mini vor dem Kochtopf?

Darf man als Koch in der Küche kurze Unterwäsche tragen?
Soldat Schädlich

Lang ist auch hier Mode. Wie jeder andere Soldat haben gerade auch unsere „Nahrungsspezialisten" die hygienischen Grundsätze zu beachten.

Adresse unbekannt

Liebe AR! Wir möchten durch Dich Dank an einen Berufssoldaten aus Merseburg aussprechen, dessen Name uns nicht bekannt ist. Doch eins wissen wir: Er ist ein freundlicher und hilfsbereiter Soldat, dem es nichts ausmachte, uns mit unserem vielen Gepäck vom Zeltplatz Rappin zum Bahnhof nach Bergen zu fahren. In aller Eile konnten wir uns nicht einmal richtig bedanken, wollen es aber auf diesem Wege nachholen. Die Cottbuser Mädchen
Veronika und Heidrun Lehmann, Laubst

An die richtige Stelle

Ich habe mir die AR bisher immer einzeln gekauft. Ab 1. 1. 73 möchte ich sie bei Ihnen abonnieren.
Reinhard Puder, Leupoldishain

Aber bitte nicht bei uns, sondern bei Ihrem Postzusteller.

Teurer Feldzug

Wie hoch sind eigentlich die Verluste der USA an Menschen bei ihrem verbrecherischen Krieg in Vietnam?
Marlies Darkner, Riesa

Nach offiziellen Angaben der nordamerikanischen Führung verloren sie von 1961 bis 1971 in Südvietnam 45 452 Tote. Als verwundet wurden 301 359 Mann angegeben.

Kompliziertes Rechnen

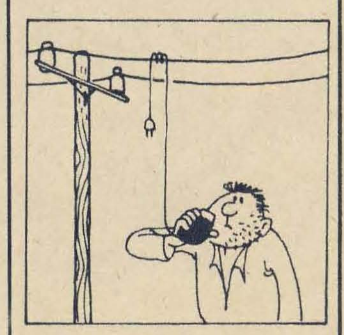
Werden die Schaltjahre bei der Berechnung der Wehrdienstzeit besonders berücksichtigt?
Soldat Kerndörfer

Ja: Ein Tag zusätzliches Waffenreinigen.

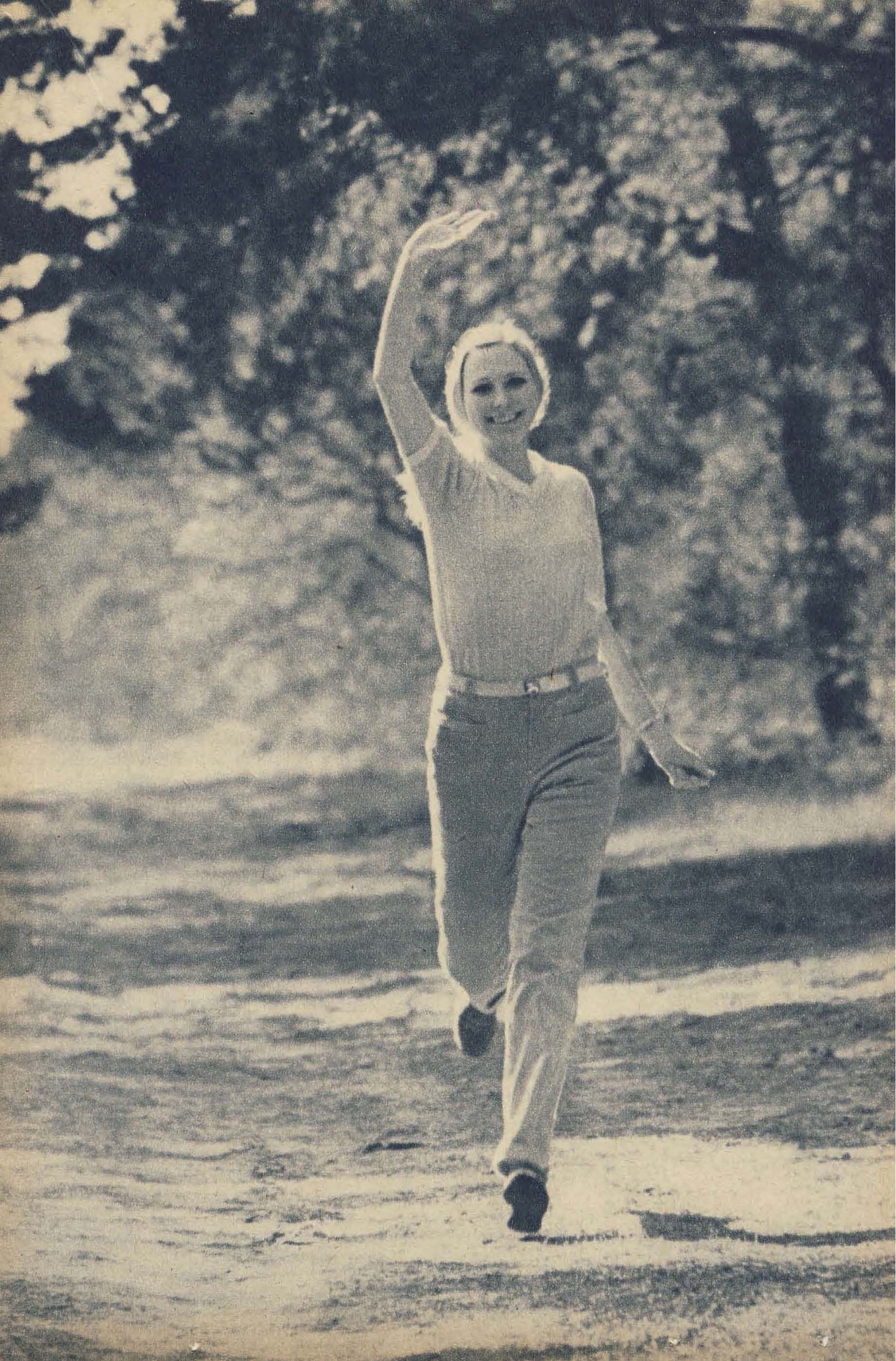
Stoppelmäher

Ich besitze einen elektrischen Rasierapparat. Darf ich den zur Armee mitbringen und dort auch benutzen?
Gerhard Teichmüller, Wernigerode

Selbstverständlich. Vergessen Sie aber trotzdem nicht, Utensilien für eine Naßrasur mitzubringen (die in das Alarmgepäck kommen). Denn im Wald gibt es bekanntlich keine Steckdosen.



Vignetten: Klaus Arndt



Ein neues Gesicht

...bekommt die Titelseite des Soldatenmagazins ARMEERUNDSCHAU ab Januar 1973

Und so wie nebenstehend abgebildet wird das erste Heft des neuen Jahrgangs aussehen. Mit einem Unterschied: Natürlich ist auf dem Original alles in Farbe!

Mit der Neugestaltung des Umschlags kommen wir auch den Wünschen vieler Leser entgegen. Vor allem geht es uns dabei um eine moderne, den wachsenden Ansprüchen genügende, optisch reizvolle und einprägsame Gestaltung in Bild und Schrift. Außerdem bieten wir den Sammlern unter unseren Lesern eine bessere Möglichkeit, die Farbfotos auf der Vorder- und Rückseite der ARMEERUNDSCHAU auszuschneiden und aufzuheben – und zwar ohne daß die Bilder irgendwelche Zusätze wie Titelzeile oder auch den Postaufdruck tragen.

Ein gutes Dutzend Entwürfe haben unsere Grafiker gemacht. Sie wurden alle, ohne Ausnahme, mehreren hundert Lesern des Soldatenmagazins vorgelegt: Soldaten, jungen Arbeitern und Lehrlingen, Schülern und Studenten. Soziologen halfen uns mit wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden, ein klares Bild zu bekommen, was den Lesern des Soldatenmagazins an den Entwürfen gefällt und was ihnen nicht gefällt. An der Spitze rangierte im Endergebnis die auf der nebenstehenden Seite gezeigte Titelgestaltung. Für sie haben wir uns dann auch entschieden. Und natürlich hoffen wir, daß diese Lösung auch die Zustimmung aller anderen Leser findet. Was wir Ihnen sonst noch an Neuem und Interessantem im neuen Jahr bieten, verraten wir erst im Dezemberheft. Und das ist noch allerhand...



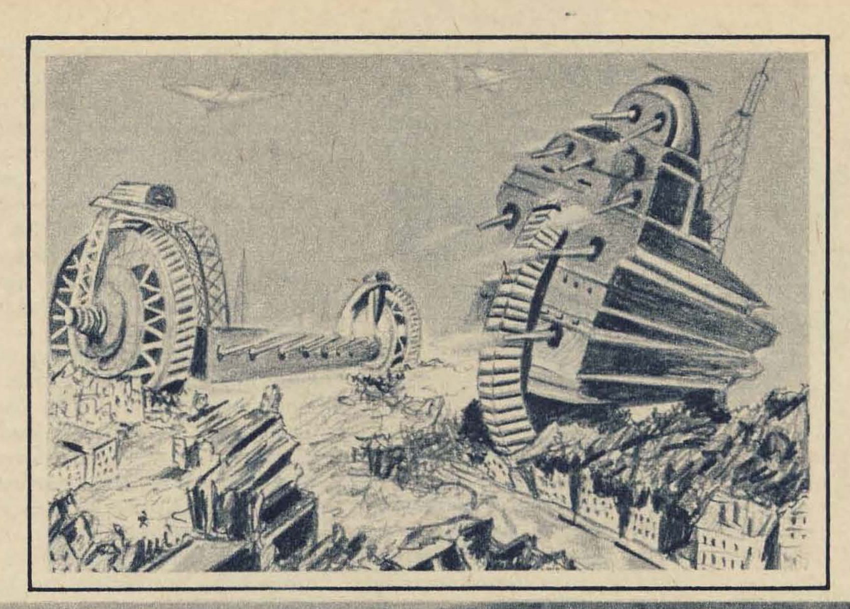
1

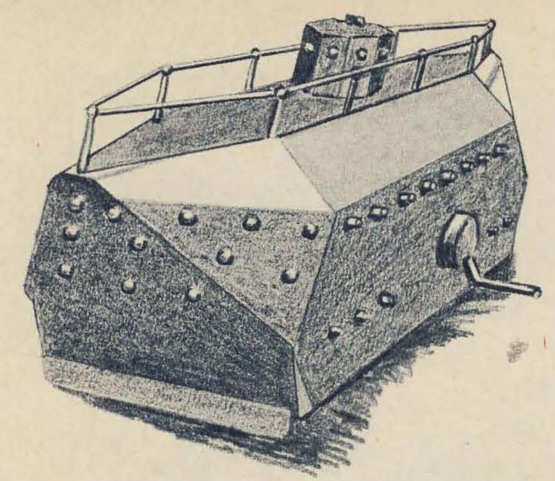
ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1973

Die klingendsten Namen gaben die Urväter der Panzertechnik ihren Schöpfungen, den „Streitwagen" der Neuzeit: Landpanzerkreuzer, Sturmwagen, Schützengrabenraupe, Kampfwagen mit Füßen, Motorgeschütz.
Ihre Ideen, niedergelegt in mannigfaltigen Entwürfen, visionären Zeichnungen und Plänen, waren ausgerichtet auf das eine Ziel – ein möglichst unverwundbares bewaffnetes Fahrzeug zu schaffen. Lange wurden diese Projekte verkannt, als „höherer Blödsinn" oder „technische Spielerei" abgetan. Und doch sind diese Modelle und Entwürfe von einst die

Vorfahren des Panzers von heute







Nicht jeder der Urahnen des modernen Panzers läßt in seiner äußeren Form und Beschaffenheit erkennen, daß er ein Kampffahrzeug sein sollte. Wer glaubte wohl einen „Panzer" zu sehen, wenn er in einem Museum die Dampflokomotive jenes russischen suspendierten Titularrates betrachten könnte, die dieser 1856 in seinem Vorschlag an das Kriegsministerium beschrieb? Diese Kriegsmaschine sollte „harte und breite Räder mit großem Durchmesser" zur Geländefahrt besitzen. Ihr Feuer sollte „durch eine besondere Maschine gesteuert werden, die in einem bestimmten Augenblick eine Salve auszulösen vermag".

Natürlich wurde aus der Sache nichts, denn das Projekt ging weit über die damaligen technischen Möglichkeiten hinaus.

Mehr Ähnlichkeit mit einem Panzer weist obige Abbildung auf, die das erste deutsche Panzermodell zeigt. Es ging den Weg vieler Erfindungen: Seine Zweckmäßigkeit wurde von zuständigen Kommissionen bezweifelt. Wie war sein Werdegang?

Herbst 1913. Auf dem Ausstellungsgelände der Provinzhauptstadt Posen (heute Poznań) bauen Zimmerleute ein eigenartiges Gerüst, eine mit Holzbohlen belegte Bahn, die mit einer Steigung von 45 Grad 30 Meter nach oben führt, um auf der anderen Seite ebenso steil abzufallen. Lediglich die Auf- und Abfahrt sind geringer im Gefälle. Noch kann sich niemand einen Reim auf das Gebilde machen – bis dann, in den Tagen der Ausstellung, das Rätsel gelöst wird... Die Besucher bestaunen die spektakuläre Vorführung eines gewissen Goebel, der einen Wagen „mit Füßen" über diese Bahn „gehen" läßt. Das Vehikel, das einem Straßenbahnanhänger der Gründerjahre ähnlicher sieht als einem Geländewagen, bewegt sich auf Kufen vorwärts. Das hintere Paar schiebt sich über das vordere hinaus, so daß der Wagen einen „Schritt" macht – und auch die Steigung erklimmt! Eine Sensation.

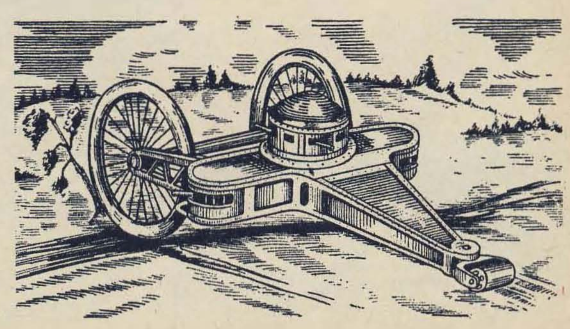
Ein Jahr darauf, der imperialistische erste Weltkrieg tobt bereits, will Goebel die Konjunktur nutzen und reicht erneut die Konstruktionszeichnung eines „Landpanzerkreuzers" beim Kriegsministerium ein. Es ist das verbesserte, für den Krieg konzipierte Modell seines Wagens „mit Füßen". Aber er findet keine Gegenliebe, trotzdem er in einer Denkschrift die Wirkung seines Kampffahrzeuges ausmalt. Anfang 1916 – die Engländer haben längst in aller Stille ihre Tanks zusammengenietet – führt Goebel einen aus eigenen Mitteln gebauten Panzerwagen praktisch vor. Der Wagen ist 12 m lang mit „einem Gewicht von 300 Zentnern". Die Kommission bildet sich folgende Meinung: „Gegen Drahtverhaue reicht die Drahtschere vollkommen aus". Aus dem Kufenpanzer wurde Schrott. Zweifellos schien dieses Ungetüm den Sachverständigen mit Recht nicht geeignet, aber die kolossale Überheblichkeit der deutschen Militaristen hinderte sie daran, die zugrundeliegende umwälzende technische Idee zu erkennen und weiterzuentwickeln.

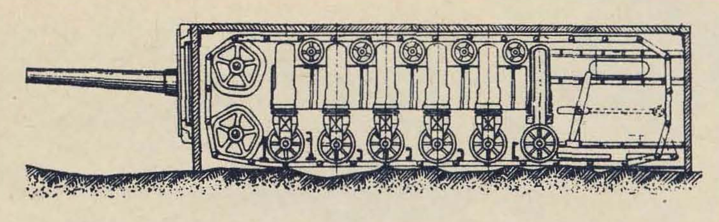
Schon lange vor Goebel befaßten sich in verschiedenen Ländern Erfinder mit dem Bau gepanzerter Fahrzeuge. Die technischen Voraussetzungen dazu waren mit der Entwicklung des Verbrennungsmotors gegeben. Auch die Wissenschaft und Technik sowie die materielle Produktion hatten um die Jahrhundertwende den Stand erreicht, der entsprechende Pläne Wirklichkeit werden lassen konnte.

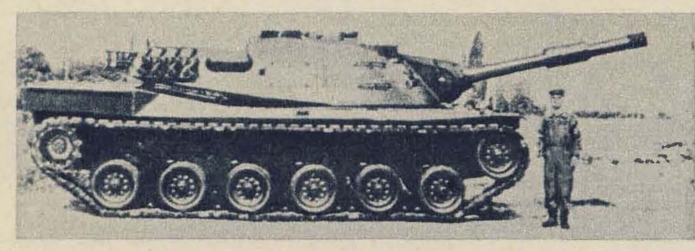
1906, als der deutsche Ingenieur Ernst August Schmidt bei Opel einen 40-PS-Panzerkraftwagen

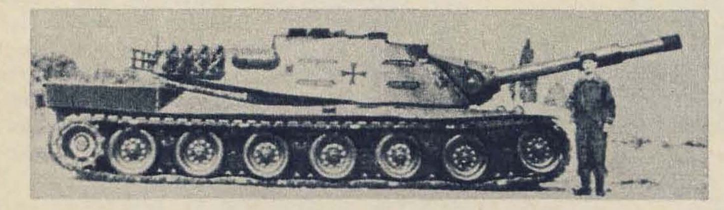
Einen Windmühlenpanzer brachte die Phantasie eines mittelalterlichen Erfinders hervor. Wie stark der Wind in die Schaufeln blasen mußte, ist in der alten Schrift nicht angegeben.

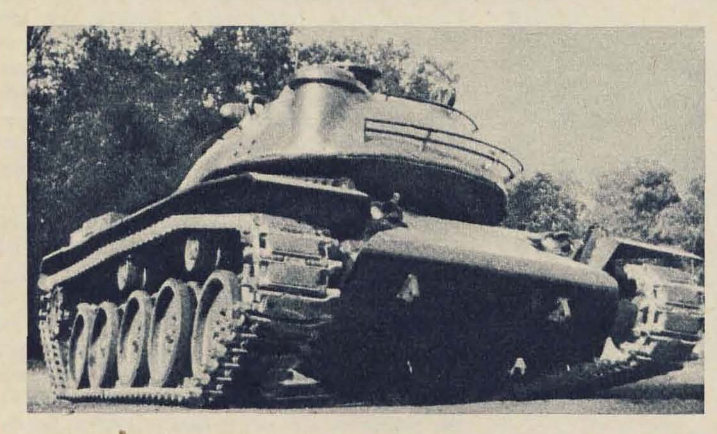
Das Dreipunktfahrzeug, eine eigenartige Panzerkonstruktion aus Rußland (1915/17), entstand unter Mitwirkung von Shukowski, dem „Vater der russischen Fliegerei". Es regte zu vielen visionären Vorstellungen an (siehe Aufmachung).





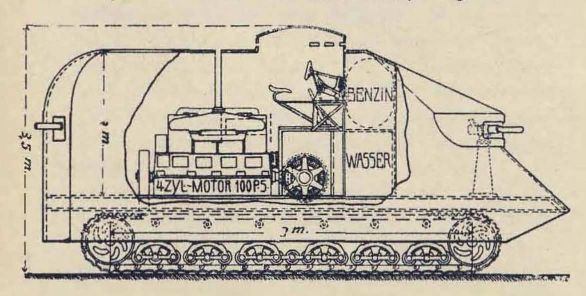




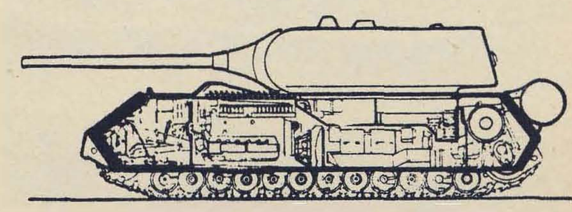


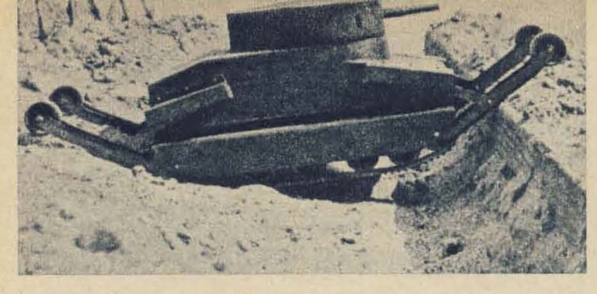
*Es war alles schon einmal da!
W. D. Mendelejews Projekt eines 170-t-Panzers, das er von 1911 bis 1915 erarbeitete, sah folgende interessante technische Lösung vor: Pneumatische Stoßdämpfer sollten nicht nur die Bewegungen der Laufräder ausgleichen, sondern auch den gesamten Panzer absenken und wieder anheben. Dadurch sollte einerseits der Panzer in seiner Silhouette niedriger werden und dem Gegner ein kleineres Ziel bieten und andererseits das Laufwerk beim Schießen mit der 122-mm-Kanone vor Überbelastungen geschützt werden. Diese Idee Mendelejews ist erst in jüngster Zeit versuchsweise erprobt worden. Bei dem kürzlich in aller Stille dahingegangenen Gemeinschaftsprojekt des „Kampfpanzers 70" (auch MBT genannt), sollte ebenfalls ein Absenkmechanismus die Zielsilhouette des Panzers verringern. Die Bilder zeigen (von oben nach unten) Mendelejews Projekt im abgesenkten Zustand, den westdeutschen Prototyp des „Kampfpanzers 70" in Marsch- und Gefechtslage sowie die amerikanische Version mit einseitiger Absenkung.*

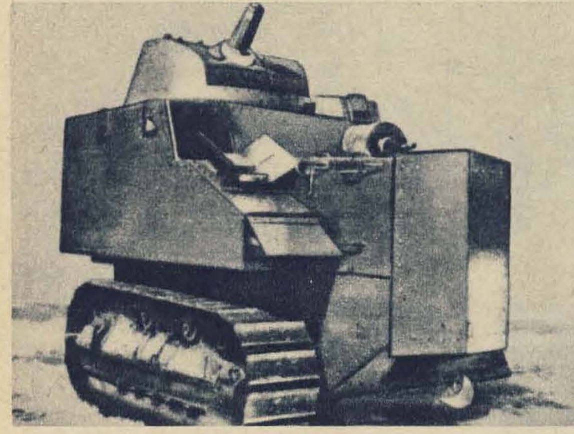
Kampfwagen mit Alligator-Fortbewegungsmechanismus nannte man 1918 dieses englische Projekt eines schweren Panzerkampfwagens.

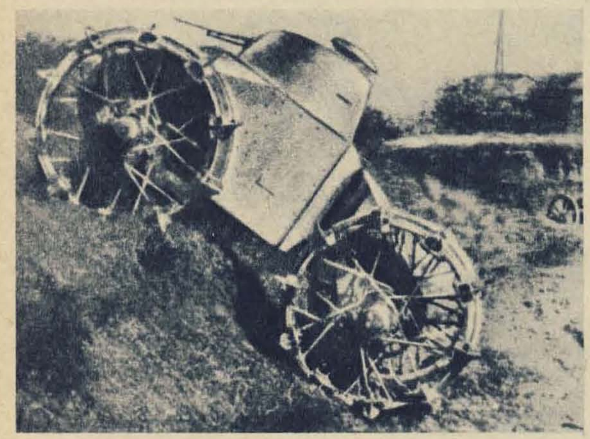


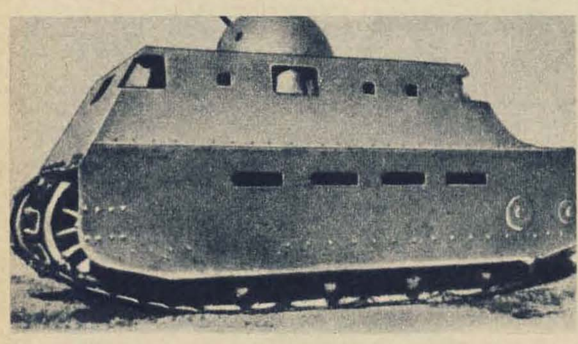
Den sinnigen Namen „Maus" erhielt der faschistische Superpanzer von 1944. Das in zwei Prototypen gefertigte Fahrzeug wog 188 bis 189 t. Seine Geschwindigkeit betrug ganze 20 km/h.

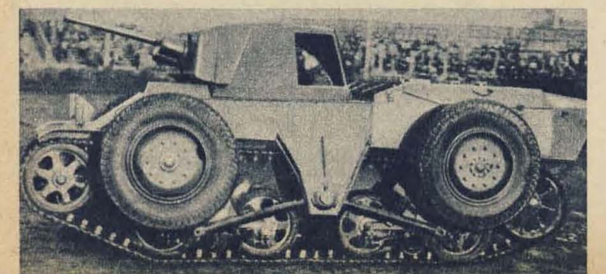










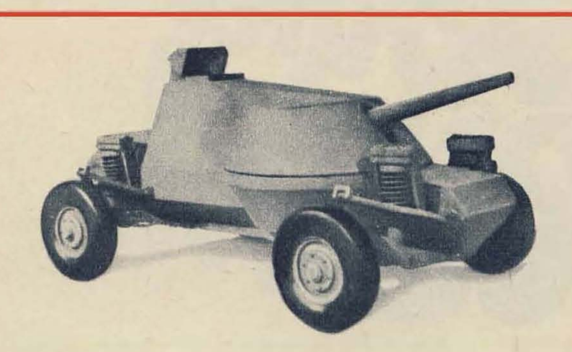


Unsere Bilder zeigen (von oben nach unten): Modell des „Motorgeschützes" von Burstyn. Die Ausleger sollten das Überwinden der Hindernisse unterstützen.
Dieser Versuchspanzer auf der Basis eines amerikanischen Landwirtschaftsschleppers konnte nicht befriedigen.
In Italien baute Pavesi sogenannte Hochradpanzerwagen.
Der Fiat 2000 läßt bereits moderne Bauprinzipien erkennen, obwohl seine Konstruktion in das Jahr 1918 zurückreicht.
Der schwedische Räder-Kettenpanzer von Landsverk galt einst (1932) als der modernste Panzer seiner Art. 85 km/h sollten mit Rädern erreicht werden.

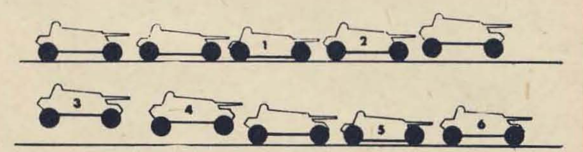
erprobte, schrieben die Zeitungen: „Wir haben in dem Panzerwagen die moderne Form jener Kriegswagen wieder, die im klassischen Altertum den Schrecken der Feinde bildeten. Einen Kampf braucht der von Schmidt konstruierte Wagen nicht zu scheuen. Er ist mit 6 Millimeter Krupp-Spezialstahl gepanzert und ausgerüstet mit zwei Mauser-Schnellfeuergewehren, vier Mauser-Schnellfeuerpistolen und mehreren Fernrohren."
Auch Paul Daimler hatte zur gleichen Zeit ein Panzerfahrzeug fertiggestellt. Allseitig mit vier Millimeter starkem Stahlblech gepanzert, mit einem drehbaren Waffenturm und versenkbaren Fahrersitzen versehen, war das allradgetriebene Gefährt für seinen Schöpfer die Offenbarung der modernen Kriegstechnik. Weil es aber in den k.u.k.-Manövern 1906 die Pferde scheu machte, wurde es als unbrauchbar abgelehnt.
Das Jahr 1906 wurde für noch einen Konstrukteur zum mißgünstigen Jahr. In Rußland hatte der Kosakenoberleutnant Nakashidse ein Panzerauto entworfen und in Frankreich bauen lassen. Es besaß ähnliche Merkmale wie der deutsche und österreichische Typ, es teilte auch mit jenen sein Schicksal. Militärbürokratie, veraltete Denkweisen und Kurzsichtigkeit waren die Ursachen dafür.
Ein profilierter und mit seinem Projekt am weitesten vorangeschrittener Konstrukteur war zweifellos der österreichische Offizier Burstyn, der 1911 seinen Entwurf eines „Motorgeschützes" vorlegte. Er hatte sein Panzerfahrzeug bereits mit Gleisketten projektiert. Die erhalten gebliebenen Modellfotos zeigen, wie weit Burstyn dem modernen Panzer nahe kam. Auch sein Projekt blieb unbeachtet. Ebenfalls als Kettenfahrzeug war der 1915 entstandene russische „Wesdechod" (Überallfahrer) ausgelegt. Zwei Prototypen wurden gebaut – Typ 1 mit Kette, Typ 2 mit Räderfahrwerk. Auch die zaristischen Generale vermochten sich angesichts ihrer Reiterarmeen und Schützenmassen nicht vorzustellen, daß ein solcher Wagen in Zukunft das strategische und taktische Gesicht des Krieges

beeinflussen sollte. Zur gleichen Zeit legte auch der Sohn des berühmten russischen Gelehrten Mendelejew, Wassili, das Projekt eines Kampffahrzeugs vor, das eine 122-mm-Kanone tragen sollte. Beide Konstruktionen gerieten in Vergessenheit. Erst gegen Ende des ersten Weltkrieges hatte man erkannt, welche Zukunft in der Panzerentwicklung lag.
England und Frankreich – die Frühentwicklungen sowie die Erfahrungen des jungen Traktorenbaus ausnutzend – warfen den Panzer in relativ kurzer Zeit in Massen ins Gefecht. Dagegen experimentierten die deutschen Werke erst ab 1917, nachdem auch die kaiserlichen Feldherren zur Kenntnis nehmen mußten, daß die Gegenseite entgegen aller Voraussicht klüger und schneller gewesen war. Mehr als eine Nachahmung der englischen leichten und schweren Panzer kam nicht heraus. Nunmehr versuchten besonders die deutschen Militärs, die Scharte wieder auszuwetzen. Die Jahre zwischen den beiden imperialistischen Weltkriegen waren in gewissem Sinne „Blütejahre" der Panzerentwicklung. Verschiedene Strömungen gewannen zeitweilig Oberhand. So war einerseits der Kleinpanzer oder „Einmann-Tank" Mode, dann der Superpanzer. Findige Ingenieure, wie z. B. Christie in den USA, experimentierten mit lufttransportfähigen – und Schwimmpanzern. Eiltanks mit Ketten bzw. Räderfahrwerken entstanden. Interessant dürfte das Projekt des Springpanzers sein, das die Reihe der Räderpanzer fortsetzen sollte. Es entstand zwar erst 1941, geht aber auf die Versuchsmuster und Serien der 30er Jahre zurück, vor allem auf die amerikanischen und sowjetischen Schnellpanzer. Die Sprungbewegung des „Jumping Tank" ist nebenstehend erläutert. Die sowjetischen Militärs schenkten sehr frühzeitig dieser neuen Waffe die gebührende Aufmerksamkeit; war es doch angesichts der wütenden Versuche der Imperialisten, den Sozialismus durch Intervention, Krieg und Boykott zu vernichten, eine Frage des Seins oder Nichtseins, die besseren Waffen zu haben. So legten die sowjetischen Konstruktionsgruppen mit ihren Experimental-Panzern (BT-Reihe, schwere Panzer wie GT, T-100 „Skotka") den Grundstein für die Klassepanzer der Sowjetarmee im Großen Vaterländischen Krieg.
Der moderne Panzer hat viele Vorfahren. Für uns sollte dieses oder jenes „komische" Projekt, Muster oder Bild, das den heutigen Vorstellungen vom Panzer nicht entspricht, kein Grund zum abwertenden Lächeln sein, denn jedes ist mehr oder minder ein Baustein gewesen für den heutigen modernen Panzer.

Oberstleutnant K. Erhart



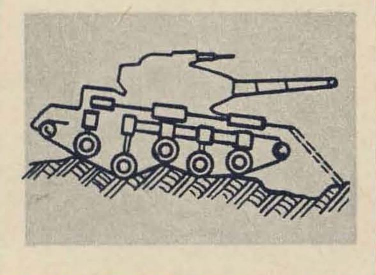
Der „Jumping-Tank" der US-Firma Baker entstand im sogenannten Programm „Schildkröte", das auf Ketten- und Radfahrzeuge ausgerichtet war. 1941, aus den Bedürfnissen des Krieges erwachsen, wurde nach einem leicht gepanzerten aber hochmobilen Tank gesucht. Der Springpanzer war einer der interessantesten Entwürfe.

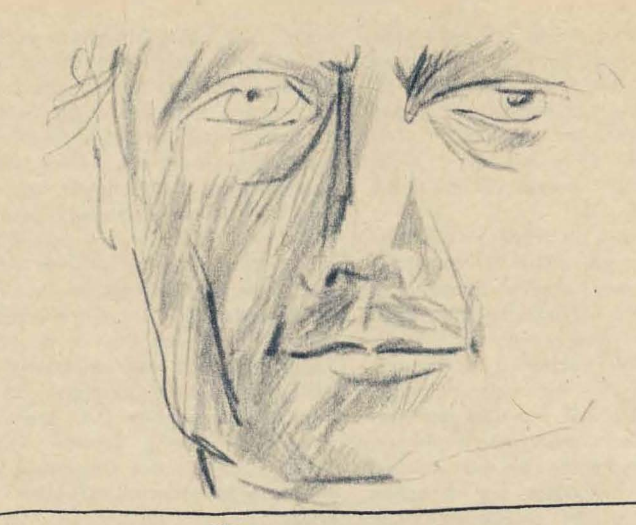


Die Sprungphase: 1 – Ducken; 2 – Hochschnellen; 3 – Sprung; 4 – Landung; 5 – Abfangen des Aufpralls; 6 – Einnehmen der Normallage.

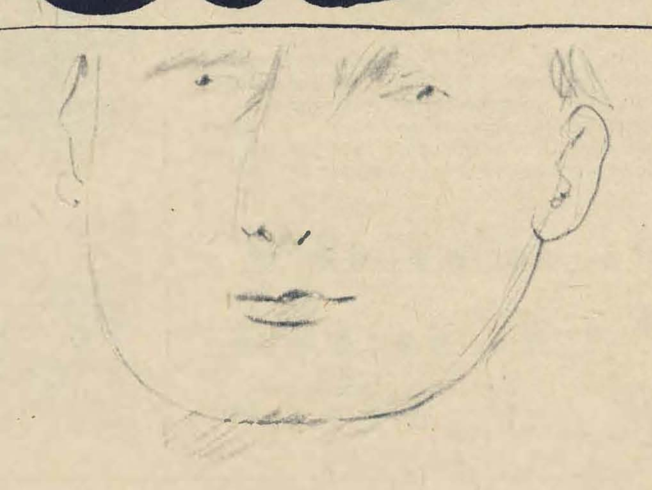
Unter den Projekten zur Verbesserung der Fahreigenschaften der Panzer im Gelände werden zahlreiche neue Fahrwerksformen vorgeschlagen: mehrteilige Kettenlaufwerke, anpassungsfähige Fahrwerke und mit Bodenabtastsystemen ausgerüstete Fahrgestelle.



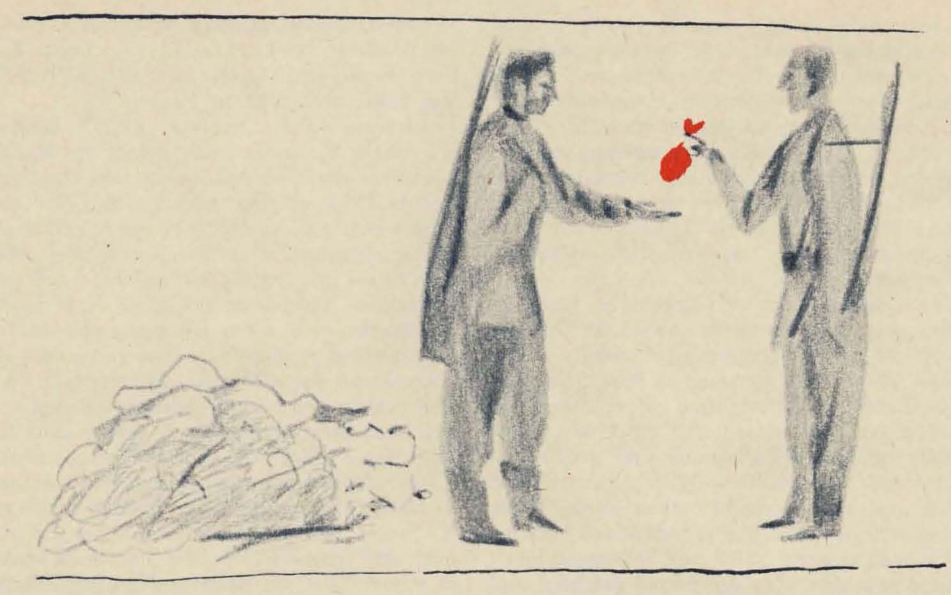




Boris Polewoi
Der Tabaksbeutel

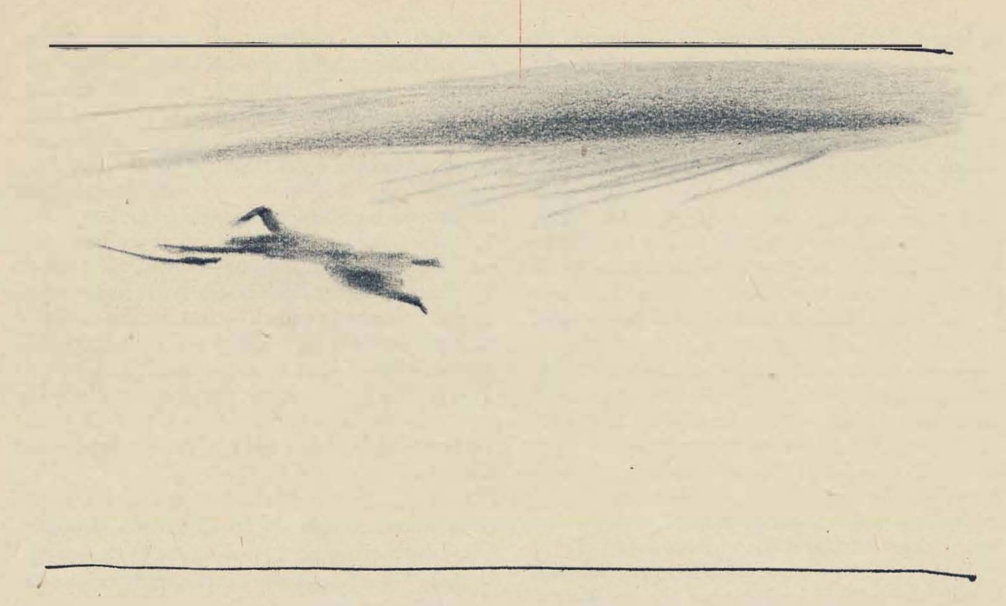


Einst, als der Krieg seinen Höhepunkt erreicht hatte, gab es in einer an der gesamten Kalinin-Front bekannten Aufklärerkompanie – ich glaube, sie wurde damals von Hauptmann Kusmin befehligt – einen interessanten Streit zwischen den beiden Lieblingen der gesamten Kompanie, dem alten Soldaten Nikolai Iljitsch Tscherednikow und dem sehr erfolgreichen Scharfschützen Valentin Utkin, einem zwar noch jungen, aber schon ziemlich erfahrenen Burschen.
Tscherednikow, der sich gegenüber Jüngeren stets gern als Beschützer aufspielte und sie wohlwollend aber belustigt behandelte, stellte eines Abends im Unterstand im Beisein der ganzen Einheit die Behauptung auf, er könne sich derart geschickt tarnen, daß ihn Utkin, selbst auf zehn Meter Entfernung und genau wissend, daß Tscherednikow irgendwo in der Nähe eingegraben ist, nicht bemerken würde. Utkin aber, ein gewiefter und selbstsicherer Bursche, der auch einigen Anlaß zur Selbstgefälligkeit hatte, war ihm über den Mund gefahren und hatte gemeint, das sei alles „verdammtes Gesabber". Er, dem nicht mal 'ne Fliege auf fünfzig Meter Entfernung entgehen könne, würde einen Menschen erst recht entdecken, noch dazu „einen so drallen Kerl" wie Onkel Tscherednikow, denn so wurde Nikolai Iljitsch in der Kompanie genannt. Kurz, man wettete um einen Tabaksbeutel mit Machorka.
Die beiden Streithähne baten den Starschina, Oberfeldwebel Swerew, einen gerechten, von allen Soldaten sehr geachteten Mann, um Beistand und erkoren ihn zum Schiedsrichter. In einer Ruhepause, die die Kompanie nach heißen Kämpfen in der hinteren Linie beim Regiment verbrachte, rief der Oberfeldwebel feierlich Utkin heran und nahm ihn mit. Geleitet von heftigen Späßen und Erfolgswünschen der Kameraden, gingen sie aus dem Kompaniebereich hinaus an den Dorfrand, ins freie ungepflügte Brachland, das von einem verfallenen Zaun umgeben war. Bald verharrten sie an einer Wegbiegung der Dorfstraße, die in einen gelichteten Hain junger Birken mündete.
„Bleib hier stehen und reiß die Augen weit auf", sagte der Oberfeldwebel, der die Zeit stoppte und sich selbst suchend umsah nach Onkel Tscherednikow, aber der hatte sich offenbar gut versteckt.
Es war ein grauer, naßkalter Tag. Über dem nassen Feld, über dem Wäldchen, dessen Bäume mit dem blaßgrünen seidig schimmernden Frühlingslaub zitterten, zogen eilig ungeordnete braune Wolken, die sich an den Baumwipfeln festzuhaken drohten. Große schwere Tropfen hingen an den glänzenden Zweigen des Gesträuchs. Die feuchte Kälte drang bis ins Gebein. Aber irgendwo hoch droben, des schlechten Wetters nicht achtend, jubilierten Lerchen über den traurigen, unkrautüberwucherten Feldern. Ihr Gesang kündete an, daß der Vorfrühling nahte und nicht der Herbst.
Utkin schaute sich aufmerksam um. Die Gegend war eben, da konnte sich keiner verstecken, höchstens der Gebüschstreifen am Waldrand bot da Deckung. Den guckte sich Utkin nun auch genauer an. Geduldig tastete er mit durchdringendem und schwerfällig-prüfendem Blick jede Birke, jede Scholle und jeden Strauch ab. Manchmal glaubte er einige niedergetretene Grashalme oder einen Klumpen unnatürlich aufgeplusterten Mooses zu bemerken, oder ein gebrochener Ast, eine Rute, die von einem Fußabdruck in den Sumpf gedrückt worden war und mit beiden Enden noch hochspießte, fesselte seinen Blick. Utkin wollte bereits Onkel Tscherednikow anrufen, doch sobald er aufmerksamer hinspähte, sah er ein, daß er sich geirrt hatte, und schaute sich dann erneut mit noch größerem Eifer um. Der Starschina hockte in seiner Nähe auf einem großen Steinhaufen am Wegrain; er rauchte unbekümmert und äugte ebenfalls neugierig in die Runde. Der ununterbrochene Nieselregen hatte das Gras mit einer rauchgrauen tauähnlichen Schicht bedeckt. Jede Spur mußte da als schwarze Fußtapfe auffallen, aber es waren keinerlei Spuren festzustellen, und das bereitete den beiden Spähern um so mehr Kopfzerbrechen.
Schließlich ergrimmte Utkin nach Ablauf der für die Suche vereinbarten halben Stunde. Er fühlte sich allmählich von dem alten Aufklärer verulkt. Tscherednikow saß vielleicht irgendwo am Lagerfeuer, legte trockene Zweige nach und schaute verträumt zu, wie die Flamme hüpfte und knisterte. Bestimmt lacht er sich eins ins Fäustchen über seinen leichtgläubigen Kameraden.
„Hat uns ganz schön auf den Arm genommen, der alte Deibel!" brach es endlich aus Utkin heraus. „Nun ist's aber genug! Los, komm, wozu sollen wir die Einöde weiter anstieren, bis die Hühner über uns lachen!"
Sobald er dies gesagt, ertönte dicht neben ihm, wie unter der Erde hervor, die vertraute heisere Stimme Tscherednikows:
„Guck dich lieber etwas besser um! Schau mal ... alter Taps! Schon deine Guckchen nicht! Prahlst doch immer: Ich-ich-ich!"
Steine polterten und knirschten. Aus dem kaum drei Schritt entfernten Steinhaufen neben Utkin, also derart nahe, daß er ihn überhaupt nicht beachtet hatte, erhob sich schüttelnd und fröstelnd vor Nässe, die hochaufgeschossene, leicht vornübergebeugte Gestalt des alten Aufklärers mit regennassem und gelblich-braunem Schnurrbart.
Er zog seine Uniformbluse glatt, schob mit



flinker, gekonnter Geste auf dem Rücken eine Faltengruppe zusammen, rückte sein Käppi zurecht, schulterte sein Gewehr und trat auf Utkin zu, der mit offenem Munde wie angewurzelt auf der Stelle trat und streckte die Hand aus:
„Den Tabaksbeutel her!"
Stumm holte Utkin aus der Tasche seinen blauen Seidenbeutel mit der gestickten Widmung „Zum Andenken für einen Helden des Großen Vaterländischen Krieges", jenen sagenhaften Tabaksbeutel, der ihm am 1. Mai aus einem Geschenkpäckchen zum Neid der gesamten Kompanie zuteil geworden war. Mit Bedauern schaute er ihn ein letztes Mal an und reichte ihn dann Onkel Tscherednikow. Der nahm das Wertstück ungerührt in Empfang, stopfte sich daraus seine kleine selbstgefertigte Pfeife, paffte einige Rauchringe und verschnürte dann wieder sorgfältig den Beutel und stopfte ihn in seine Tasche.
„Zwar weiß ich, daß es dich dauert, aber hergeben werd' ich ihn nicht", erklärte er. „Damit keiner mehr unnütze Wetten wagt mit 'nem alten Soldaten. Und daß kein Ei mehr versucht, das Huhn zu belehren. Ist das klar, mein lieber Genosse und Gardesoldat Utkin?"
Mit dem Tabaksbeutel war eine ganze Geschichte verknüpft, die alle in der Kompanie kannten. Valentin Utkin hatte in dem Beutel etwas Tabak und einen Zettel gefunden, auf dem stand, er solle auf das Wohl der Spenderin rauchen und dabei an sie denken. Unter dem Zettel stand die Adresse: Kalinin, Weberei „Proletarka". Und aus dem Tabaksbeutel erwuchs nicht nur ein reger Briefwechsel, sondern fast eine ganze große Liebe. Deshalb staunte die gesamte Kompanie, wieso der vorbildliche Kommunist Tscherednikow, ein gutmütiger und gerechter Mann, der, wenn es nötig war, die Hälfte seines Tornisters auspackte, auf einmal den Liebling der ganzen Einheit um ein solches Andenken bringen konnte.
Doch wie dem auch sei: Die Wette steigerte Tscherednikows Autorität noch mehr, und welche sachlichen Belehrungen der alte Kämpfer in dieser Zeit den Soldaten auch erteilen mochte, keiner wagte ihm zu widersprechen. Selbst Hauptmann Kusmin rief manchmal Onkel Tscherednikow und beriet sich mit ihm.
Ein Aufklärer! Meist stellt man ihn sich vor als feschen Burschen, flink und behende, mit energischem Gesicht, fixen Augen und unbedingt das Gewehr vor der Brust. Aber Onkel Tscherednikow, bekanntlich schon bejahrt, war ein leicht vornübergebeugter Mann, langsam und bedächtig, nicht eben wortkarg, aber einer, der lieber zuhörte statt zu erzählen. Und beim Zuhören ließ er seine kleine krumme Pfeife, die er mit einem Federmesser aus einem Birkenknorren gebastelt hatte, nicht aus den Zähnen.
Das Gewehr trug er auch nicht quer über die Brust. Er zog eine gewöhnliche russische Drillingsflinte vor. Nichtsdestotrotz war er als Aufklärer und Scharfschütze am ganzen Frontabschnitt unübertroffen, er hatte echtes Pfadfindertalent und verfügte über eine besondere Umsicht, war schlau wie ein Fuchs und unerschöpflich an Erfindungsgeist. Als sibirischer Kolchosbauer und Nachkomme so mancher Generationen russischer Tierfänger und Taigajäger paßte er in den Kriegsalltag wie kein zweiter mit seiner ruhigen Berechnung und Sachlich-

Illustrationen: Wolfgang Würfel



keit. Er sagte ja selber, da die Faschisten nun einmal ins Haus gefallen seien mit dem Gewehr in der Hand, seien sie keine Menschen für ihn, sondern Tiere, Raubtiere, wilder und blutgieriger als der Iltis und reißender als der Wolf. Wenn seine Kameraden ins Plaudern gerieten, schwuren sie bei ihrem Gardesoldatenwort, daß Onkel Tscherednikow an die hundert Feinde unschädlich gemacht habe. Er selbst, und das mochte gewiß aus falscher Bescheidenheit sein – maß dem keine Bedeutung bei.

Doch drei von ihm vernichtete Feinde behielt auch Tscherednikow in Erinnerung: zwei Offiziere, denen er im Niemandsland während einer Kommandeursaufklärung aufgelauert hatte, und einen – wie er sagte – „doll miesen" deutschen Scharfschützen. Letzterer hatte einige sowjetische Soldaten erschossen und den damaligen Liebling der ganzen Aufklärerkompanie, den Hund Adolf, einen struppigen Hofhund mit furchterregendem Gebell, verwundet. Adolf war an der vordersten Linie mit einem erbeuteten Eisernen Kreuz am Halsband herumgelaufen.

Auf diesen Scharfschützen also machte Onkel Tscherednikow ganze zwei Wochen lang Jagd. Der Feindschütze wußte das und lauerte dem erfahrenen Aufklärer ebenfalls fleißig auf. Als wetteiferten sie in ihrem Können, paßten sie Tag und Nacht einander ab. Tscherednikow, dem der Hauptmann den Auftrag erteilt hatte, den deutschen Heckenschützen um jeden Preis „aufzurollen" und der selbst entschlossen war, bis zum „siegreichen Ende" zu kämpfen, tauchte in diesen Tagen nur selten bei der Kompanie auf. Er kam nur, um beim Oberfeldwebel neuen Zwieback und Konserven zu fassen, etwas Tabak und die Feldflasche mit Sprit aufzufüllen, denn das war für ihn die einzige und sicherste Rettung vor den harten Januarfrösten. Er wirkte abgemagert und wütend, seine Augen waren entzündet, der Schnurrbart angeknabbert; auf Fragen gab er keine Antwort. Ein, zwei Stunden saß er dösend in einem Winkel des Unterstandes, dann ging er wieder zurück, an die Hauptkampflinie.

Erst gegen Ende der zweiten Woche gelang es ihm, die Schneehöhle des deutschen Scharfschützen ausfindig zu machen. Sie war hinter einer Pferdeleiche gegraben worden, die schon seit dem Herbst furchtbar aufgedunsen dalag, aber mit Schnee bedeckt war.

Onkel Tscherednikow versuchte den Gegner durch einen Schuß zum Zweikampf herauszufordern. Doch der antwortete nicht. Allerdings eröffneten die Deutschen von der Hauptkampflinie her ein so tolles Feuer, daß sich der sowjetische Aufklärer nur mit Mühe und Not in seiner Höhle halten konnte. Dann versuchte er im nahen Wäldchen einen ausgestopften Mann mit Helm und Tarnumhang aufzustellen. Das ist zwar keine nagelneue List, aber auf sie fiel man noch so manches Mal herein. Doch der erfahrene Heckenschütze biß nicht an. So ging ein ganzer Tag wieder unnütz drauf.

Da trampelte Onkel Tscherednikow in einer nebligen Nacht kurz vor Morgengrauen Spuren zu der genau gegenüber der Pferdeleiche stehenden einzelnen Kiefer in den Schnee, schüttelte den Rauhreif von den Zweigen und verstreute Baumrinde im Schnee. Dahinter, kaum

zu erkennen, legte er seinen Tarnumhang. Er tarnte alles, ließ aber nicht allzuviel Vorsicht dabei walten, damit es gerade noch zu erkennen war. Von dem Baum zog er eine weiße Schnur bis zu seinem eigentlichen Unterschlupf und ließ das alles vom Rauhreif, der aus dem Morgennebel niederschlug, überspinnen. Als es vollends tagte und sich die Sonne über der Landschaft erhob, begann er leise an der Schnur zu ziehen. Von den Kiefernzweigen stiebte sacht der Schnee. Eine halbe Stunde später ruckte er wieder an der Schnur und verhielt sich wieder mäuschenstill. Schließlich drang aus der Schneehöhle des deutschen Scharfschützen vorsichtiges Gerumpel herüber. Dann tauchte etwas auf, das weißer war als der schneebedeckte Horizont. Ein Schuß fiel. Ein Laut verschmolz mit dem Gedröhn von Onkel Tscherednikows Schuß. Dann war alles wieder still, nur von dem durchschossenen Kiefernzweig, neben dem in der Nacht unser Aufklärer so sorgfältig seinen Tarnumhang ausgelegt hatte, stob Schnee. Seitdem ärgerte der „doll miese und schädliche Scharfschütze" die sowjetischen Soldaten nicht mehr, und der Hund Adolf, durch die Fürsorge der Aufklärer wieder hochgepäppelt und genesen, spazierte wieder gelassen an der Hauptkampflinie entlang, wobei er mit seinem Eisernen Kreuz klirrte und mitunter dicht vor den Stubben und Brustwehren der deutschen Stellung achtlos ein Bein hob...

Viele sowjetische Aufklärer haben während des Großen Vaterländischen Krieges eine Menge großer Finessen ausgedacht, aber hier geht es um Onkel Tscherednikow, der mehr für lautlose Aufklärung übrig hatte, die sich auf Geschicklichkeit und Behendigkeit gründet, auf Kenntnis der Gewohnheiten des Gegners und meisterhafte Schanz- und Tarnkunst.

Mit seinem Kameraden Valentin Utkin, den er so erbarmungslos um den Tabaksbeutel gebracht hatte, kroch er wie eine Eidechse in die deutschen Stellungen. Dort erspähten sie, was nötig war. Wenn es die Situation erforderte, nahmen sie einen verschlafenen Posten „kalt" gefangen und kehrten ebenso leise – ohne einen Schuß – rasch zurück.

Für Tscherednikow war die Aufklärertätigkeit kein Beruf, sondern eine Kunst. Er war mit Feuereifer bei der Sache, hingebungsvoll wie ein Zirkusartist, und wie ein echter Artist schulte er gern geduldig und beharrlich den Nachwuchs, der aus Ersatzregimentern in seine Kompanie kam. Wortkarg wie er war, lehrte er nicht mit Worten, sondern zeigte lieber an Ort und Stelle den jungen Soldaten, wie man hinüberrobben muß, sich die Stiefel mit Filz umwickelt, damit man auf der anderen Seite keinen Schritt hört, aber auch, wie man am Mooswuchs der Bäume, an den Jahresringen der Stämme die vier Himmelsrichtungen bestimmt oder wie man mittels eines Riemens selbst die höchsten Kiefern erklimmen kann. Er erklärte, wie man Hunde von der Spur abbringt, im Schnee vor Frost und Kälte Schutz findet, oder wie man am Unterstand zwischen einem Schuß und einer Detonation die Entfernung zu den feindlichen Stellungen bestimmen kann und am Ton eines Schusses erkennt, wo sich der Standort der schießenden Geschützbatterie befindet.

Tscherednikow brachte ihnen auch noch vieles andere bei, was unentbehrlich ist für das schwere Kriegshandwerk. Er zeigte den jungen Soldaten seinen in der ganzen Kompanie berühmten Tarnumhang, den er eigenhändig mit Zweigen und Wurzeln benäht hatte und in dem man Tscherednikow kaum auf zwei Schritt erkennen konnte.

„Der Faschist ist ein schlaues, erfahrenes Tier, er ist wachsam und pfiffig. Man muß ihm mit Verstand beikommen, und deshalb ist unsere Tätigkeit die leiseste von allen", sagte er zu den Neuankömmlingen.

Er selber ließ sich stets von diesem Prinzip leiten und operierte derart meisterhaft und lautlos, daß er mitunter die eigenen Truppen hinters Licht führte. Einmal trauerte um ihn schon die ganze Kompanie.

Der Kommandeur befahl ihm eines Tages, schleunigst eine „Zunge" zu beschaffen. Denn aus Berichten ging hervor, daß der Gegner in der Nähe der sowjetischen Stellungen etwas im Schilde führte. Also war von oben der Befehl gekommen, so bald als möglich eine „Zunge" zu besorgen. Onkel Tscherednikow hörte sich die Weisung wortlos an. Auf die Frage „Verstanden?" brüllte er wie gewohnt:

„Zu Befehl, Genosse Hauptmann!"

Er machte eine Linkswendung, ließ seinen berühmten Tarnumhang da, nahm nur das Gewehr mit und begab sich in die vorderste Linie, ohne jemand etwas zu sagen, oder wenigstens seinen Freund Valentin Utkin in Kenntnis zu setzen.

Die „Zunge" wurde allzu nötig gebraucht. Deshalb überschritt Onkel Tscherednikow, ohne erst die Dunkelheit abzuwarten, den Stellungsstreifen und bewegte sich, tief in den Schnee einsinkend, so rasch auf die deutschen Unterstände zu, daß ihn selbst die eigenen Leute, die ihm mit den Blicken folgten, bald aus den Augen verloren. Nicht weit von den deutschen Linien entfernt schien ihm etwas zuzustoßen. Er hob sich plötzlich halb aus dem Schnee heraus. Die sowjetischen Soldaten hörten, wie bei den Deutschen einige MPi-Salven losballerten. Sahen den Aufklärer, die Arme weit ausbreitend,

Fortsetzung auf Seite 78



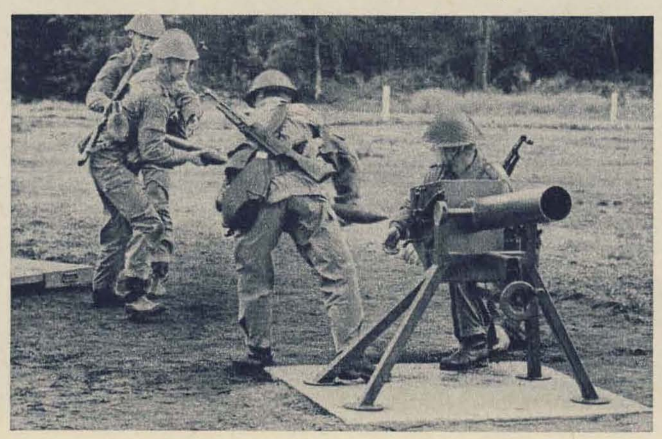


Neuer Examinator

An der Hochschule der Polnischen Seekriegsflotte wurde ein neuer Examinator entwickelt, der zum Überprüfen der Kenntnisse der Offiziersschüler verwendet wird. Das Gerät, das vom Dozenten bedient wird, setzt sich aus dem Prüfungspult, zwei Pulten für die Prüflinge und der Kontrollanlage für die Antworten sowie dem Antriebssatz zusammen. Die Maschine kann innerhalb von 6 bis 7 Minuten das Wissen des Studenten genau prüfen und eine objektive Bewertung geben.

Gefechtsexerzieren ohne Geschütz

Eine Möglichkeit, die Tätigkeiten der einzelnen Kanoniere ohne Geschütz exerziermäßig zu erlernen und die Normzeiten zu trainieren, bietet das Ladetrainingsgestell. Die Vorrichtung imitiert ein Geschütz. Lafette, Rohr und Fahrgestell sind Attrappe; lediglich der Verschluß ist echt. An dem Gerät kann effektiv ausgebildet werden. Das Ladetrainingsgestell ist ein Werk der Neuerer der NVA.

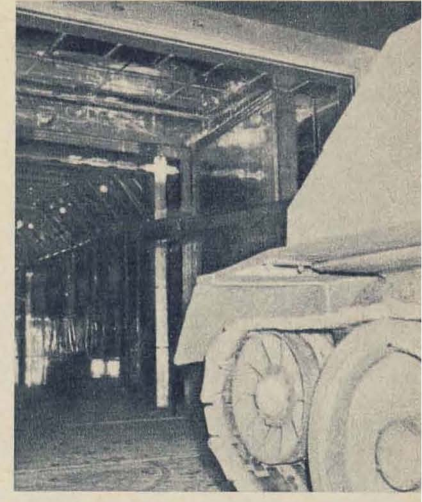


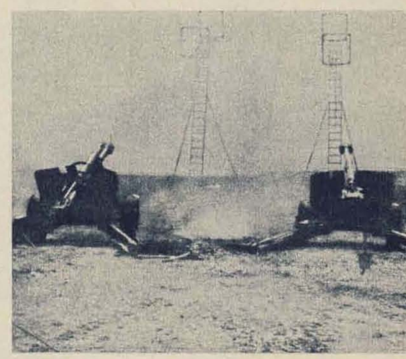
Zusammenarbeit in der Lasertechnik

Polnische Spezialisten sind auf dem Gebiet der Quantenelektronik und der Lasertechnik interessante Partner für die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit den fortgeschrittensten ausländischen Forschungszentren. Hauptinteressengebiet polnischer und sowjetischer Spezialisten wird in den kommenden Jahren die Ausnutzung der Lasertechnik im Fernmeldeverkehr sein. Die Forschungsstätten Polens und der DDR entwickeln gemeinsam neue Typen von Molekularlasern, die u. a. zur Bearbeitung von extrem festen Konstruktionsmaterialien in der Industrie verwendet werden. Mit ihren französischen Partnern werden die polnischen Spezialisten an der Ausnutzung der mikroelektronischen integrierten Schaltsysteme arbeiten.

Waffen im „Tiefkühlfach"

Einem Beitrag der Zeitschrift „FRONT" zufolge werden im Versuchszentrum der Jugoslawischen Volksarmee, auf dessen Fläche von 4000 ha rund 80 moderne Laboratorien stehen, alle Waffen eigener und ausländischer Produktion, mit denen die JNA ausgerüstet ist, bei extremen Temperaturen Erprobungen unterzogen. Panzer werden z. B. in einer Gefrierhalle arktischen Bedingungen ausgesetzt. So müssen die Aggregate und Waffen nach einer „Einfrostung" bei —40 °C die entsprechenden Leistungen erbringen. Auf anderen Versuchsstationen herrscht „Sahara-Klima". Auch dort müssen die Waffensysteme bestehen. Für Schießversuche gibt es ein spezielles Polygon. (oben)





Künftige Panzerzerstörer?

Die Konzeption eines Ein-Mann-Flugkörpers mit Panzerabwehrwaffen veröffentlichte unlängst die amerikanische Zeitschrift „Armor". Die „Airborne stabilized platform" (ASP) soll künftig die konventionellen Panzerabwehrmittel sowie Hubschrauber ersetzen, weil diese – nach Ansicht der Autoren – unter europäischen Bedingungen ungeeignet wären und den Anforderungen an die Panzerjagd nicht gerecht würden.

Der geschiente Arm oder die „Schießschiene“

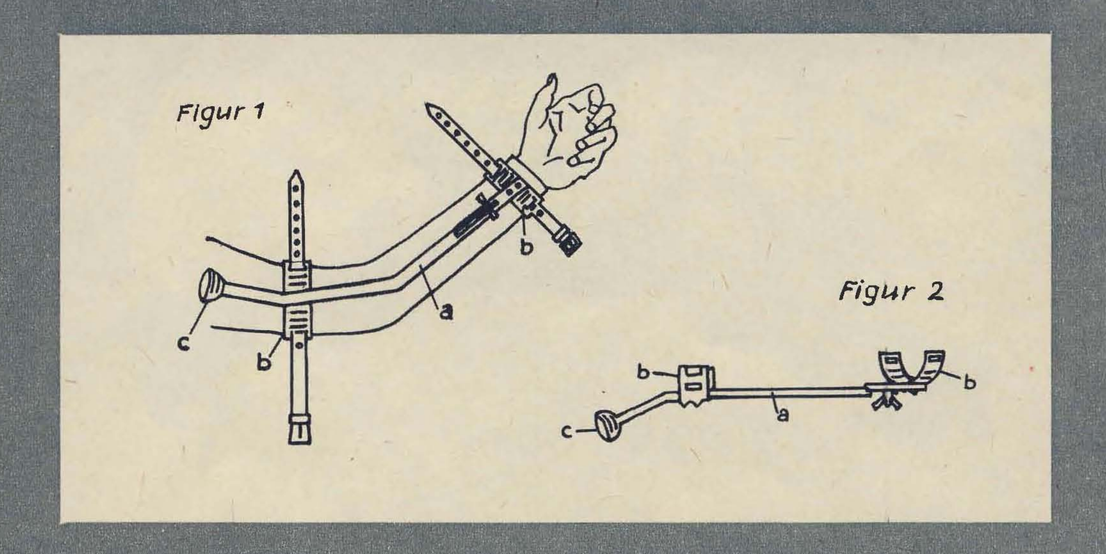
Das Schießen mit Handfeuerwaffen hatte schon immer so seine Schwierigkeiten. Theoretisch müßte bekanntlich jeder Schuß treffen, wenn die gedachte Linie vom Auge des Schützen über Kimme und Korn ins Schwarze des Zieles eine Gerade bildet. Aber wann tut sie das schon? Besonders in der Anschlagart „stehend freihändig“ überfällt so manchen linken Arm mehr oder weniger starkes Zittern, und nicht jedermanns Sache ist es, just dann durchzukrümmen, wenn das Schwarze auf jener gedachten Geraden vorbeizittert.

Vor 72 Jahren erschien im kaiserlichen Patentamt zu Berlin ein Erfinder. Man weiß nicht, war es ein Sanitätsoffizier, der den Wert der Gelenkschienung kannte, oder ein vom Pferde gefallener Ausbilder, der den gebrochenen Arm in der Schiene tragen mußte. Jedenfalls legte er den mehr oder weniger staunenden Beamten den folgenden Patentantrag vor: „Armstütze mit dem Zwecke, beim Schießen dem das Gewehr im Anschlage haltenden linken Arm eine möglichst ruhige Lage zu sichern und einer Ermüdung bei wiederholtem häufigen Zielen vorzubeugen“. Nach entsprechender Prüfung wurde das Gerät im Jahre 1900 unter der Nummer 113443 registriert und patentrechtlich geschützt.

Das Ganze bestand aus einer gebogenen metallenen Flachschiene, die durch Stellvorrichtungen dem kurzen oder langen Arm des Schützen angepaßt werden konnte (siehe Zeichnung). Mit Lederriemen (b) für den Unter- und Oberarm wurde diese Schiene (a) an den linken Arm des Soldaten geschnallt. Der Neigungswinkel der Schiene entsprach der Stellung des linken Armes beim Schießen. Damit war zwar das Ellenbogengelenk fixiert, nicht aber das Schultergelenk. Aber auch daran hatte der Erfinder gedacht: Der flache Knopf (c) am oberen Ende der Schiene wurde beim Zielen fest gegen die Brust gepreßt und schon war der „todsichere“ Schuß nicht mehr aufzuhalten.

Leider überliefern die Patentämter keine Nachricht darüber, ob und wo die Erfindung angewendet wurde. Da jedoch das gesamte erhalten gebliebene Fotomaterial aus der kaiserlichen deutschen Armee keine derartigen Ausbildungs- oder Gefechtsmotive zeigt, dürfte die Weltgeschichte – wie so oft – einem „Genie“ das Nachsehen gegeben haben.

K. Krumsieg



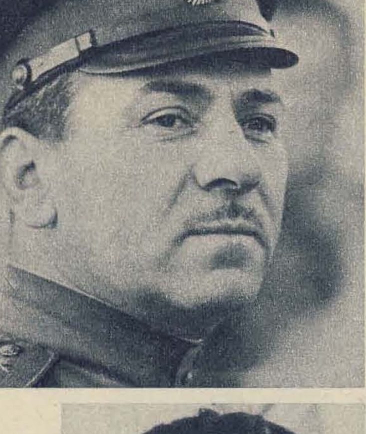




Patenschaften mit Herz

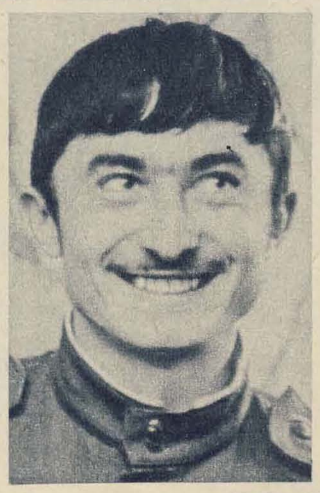






Eigentlich wollte ich die Titelfrage anders stellen: Kennst Du Deinen Waffenbruder?
Doch dieses Waffenbruder klang mir ein bißchen zu offiziell. Eher geeignet und wirkungsvoll als Losung, wie wir sie ja von den gemeinsamen Manövern der Armeen des Warschauer Vertrages kennen (Klassenbrüder – Waffenbrüder – vereint unbesiegbar!). Aber als persönliche Frage vielleicht nicht ganz passend? Dann habe ich aber doch so gefragt. Ich wollte wissen, wie reagiert, wie antwortet der Soldat der Nationalen Volksarmee darauf. Nur prinzipiell und unpersönlich, oder mit innerer Anteilnahme, Patenschaften mit Herz ausdrückend? Achtung, Anerkennung und Vertrauen klang in den Antworten mit. Ich spürte das, wenn da von „den Freunden", vom „Towarischtsch", von Boris oder Pawel erzählt wurde.

?







Die aktuelle Umfrage

Oberst Karl Frohberg, Kommandeur eines Truppenteils, bestätigt das aus seiner täglichen praktischen Tätigkeit: „Die Soldaten haben bei uns immer eine gute Einstellung zur Sowjetarmee. Seit Jahren schon haben wir enge herzliche Beziehungen zu unserem Patenregiment, und das nicht nur auf der Ebene der Leitungen."

Oberstleutnant Günter Reinsch konkretisiert das noch: „Es gibt bei uns gemeinsam aufgestellte Pläne der Zusammenarbeit, wir haben Kontakte zwischen einzelnen Einheiten, Leistungsvergleiche in der Spezialausbildung und Erfahrungsaustausche von Kompaniechefs, Zugführern und Hauptfeldwebeln; unsere FDJ-Organisation und der Komsomol organisieren gemeinsame politische Veranstaltungen, führen Sportwettkämpfe durch, tauschen Kulturgruppen aus."

Eine ganze Menge Möglichkeiten, sich kennenzulernen, voneinander zu lernen. Noch ist aber die Waffenbrüderschaft nicht überall so vielseitig wie im Truppenteil Frohberg. Da, wo sie nicht konkret bis ganz „unten" spürbar wird, sind die Soldaten durchaus nicht zufrieden.

„Theoretisch ist uns klar, daß wir von unseren sowjetischen Waffenbrüdern lernen müssen und können, aber warum schafft man keine praktischen Möglichkeiten dafür", beschwert sich Unteroffizier Klaus Georgi. „Es gibt zwar eine Patenschaft mit einem sowjetischen Truppenteil, aber auf unserer Ebene ist davon nichts zu merken."

Soldat Peter Kranzberg hat die gleichen Erfahrungen gemacht: „Wir möchten gern unsere Kräfte mit den Freunden messen, aber unsere Vorgesetzten bleiben lieber bei der Theorie. Vielleicht sind sie auch in der russischen Sprache etwas schwach und wollen sich nicht blamieren."

Ja natürlich, ein Berufsdolmetscher ist nicht immer zur Hand, wenn sich Freunde treffen. Aber das muß – glaube ich – auch nicht unbedingt sein. Jeder Soldat hat etwas russisch gelernt. Auch die meisten Sowjetsoldaten können etwas deutsch. Wenn ich dann noch Gestik und Mimik hinzuzähle, dann reicht das bestimmt, um sich über den Dienst und die Freizeit, über Familie und Heimat zu unterhalten.

Unterfeldwebel Joachim Rada zum Beispiel kennt den Soldaten vom „Regiment nebenan" recht gut, und er nutzt auch jede Gelegenheit ihn noch näher kennenzulernen.

„Ich hatte an der Schule zwar nur eine Drei in russisch, und ich bin schon sechs Jahre 'raus, aber ich habe einen einigermaßen aktiven Wortschatz, weil ich mich unterhalte, sooft ich Gelegenheit dazu habe. Schon als ich noch zu Hause war, hatte ich persönlichen Kontakt zu den Freunden. In unserem Nachbarort lag eine sowjetische Einheit. Ich gehörte zum Jugendblasorchester Bernsdorf, und an bestimmten Feiertagen spielten wir auch bei ihnen. Ich bin aber auch außer der Reihe mal zu ihnen 'rüber gefahren, nur um mich ein bißchen zu unterhalten. Einmal musizierten sie gerade im Klub, ich griff mir ein Instrument und spielte mit. Als ich ihre Volkslieder mitsang, waren sie ganz weg. Hier bei uns im Regiment blase ich meine Trompete ebenfalls, in der Regimentskapelle. Da haben wir auch schon einige Male bei den Freunden gespielt. Bei Übungen und bei Leistungsvergleichen hat mir immer imponiert, wie exakt, ruhig und schnell sie handeln und vor allem, wie hilfsbereit sie sind."

Da können einige gleich mit Beispielen aufwarten.

Soldat Bernhard Bindig erzählt dieses kleine Erlebnis: „Wir waren mit unserem Funk-GAZ in eine sowjetische Kolonne geraten. Da überholte uns eins ihrer Fahrzeuge und gab uns Zeichen, zu stoppen. Was nun, sollten wir warten, bis sie vorbei sind? An unserem Hinterrad hatte sich eine Rolle Draht verklemmt. Weil wir so langsam fuhren, hatten wir das noch nicht bemerkt. Ehe wir überhaupt richtig wußten, was los war, hatte ein Sergeant mit Hammer und Meißel die Gefahrenquelle schon beseitigt."

Auch Soldat Norbert Kulinge berichtet von Kraftfahrerhilfe: „Ich bin viel unterwegs, und mitunter trifft einen auch mal die Defekthexe. Einmal hat ein sowjetischer Soldat nachts zwei Stunden lang mit mir gemeinsam einen Fehler gesucht."

Gefreiter Jochen Kuczinsky erlebte Hilfe noch anders: „Als Knirps bin ich einmal auf dem Eis unseres Flusses eingebrochen, und sowjetische Soldaten haben mich wieder herausgezogen. Leider kenne ich meinen Lebensretter nicht,

weil die Einheit sofort weitergezogen ist. Seit dieser Zeit überlege ich bei jeder Begegnung mit einem älteren Sowjetsoldaten, ob es vielleicht gerade dieser ist, dem ich mein Leben zu verdanken habe."

Soldat Rainer Hollstädt schwärmt ebenfalls von der Hilfsbereitschaft der Freunde: „Mir hat einer von ihnen einmal ein russisches Sprichwort gesagt: ‚Nicht auf die Muskeln kommt es beim Helfen an, sondern auf's Herz'. Ja, so habe ich sie kennengelernt."

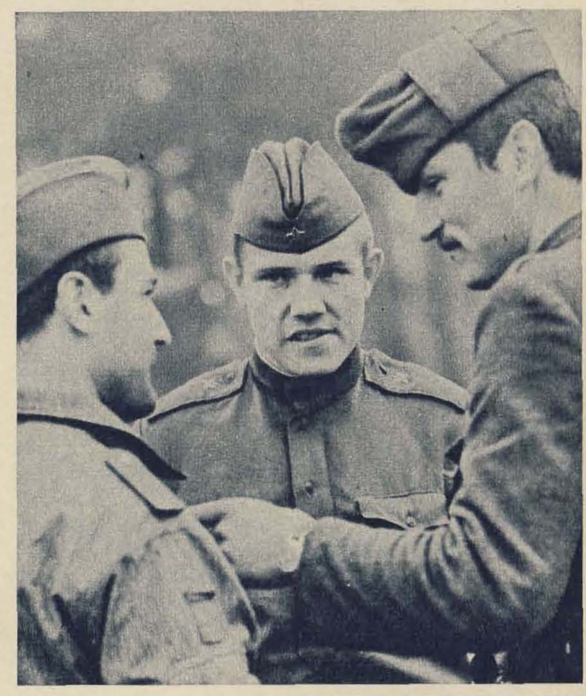
Ich weiß nicht, ob alle Soldaten, von denen hier die Rede war, das Sprichwort kennen. Gehandelt haben sie jedenfalls so.

Man trifft sich, löst bei Übungen gemeinsame Kampfaufgaben, wetteifert bei der Erfüllung militärischer Normen, kämpft um sportliche Siege, singt und tanzt miteinander, und unterhält sich so gut es geht. Dann geht man wieder auseinander, manchmal trifft man sich wieder, und es kann sich eine feste persönliche Freundschaft entwickeln, aber nicht immer ist in der kurzen Zeit des Wehrdienstes Zeit und Gelegenheit dazu.

Unterfeldwebel Joachim Rada hat mit Igor die Adressen getauscht. „Er hat mich auch zu sich nach Hause eingeladen. Hoffentlich klappt es mal mit dem Besuch."

Spricht man mit Offizieren, hört man natürlich viel häufiger von diesen persönlichen Freundschaften, die sich ja auch aus jahrelangem Zusammenarbeiten entwickeln.

„Ich kenne Oberstleutnant Leonid Galizin seit vier Jahren", erzählt Oberstleutnant Günter Reinsch über seinen Partner im Patenregiment, der sein Freund wurde. „Als wir zum ersten Mal zusammentrafen, spürte ich sofort seine innere Bereitschaft, gemeinsam Aufgaben zu lösen. Wir tauschen unsere Erfahrungen in der politischen Schulung aus. Mich beeindruckt bei den sowjetischen Soldaten ihr hohes Wissen, vor allem ihre Kenntnisse über ihre Heimat. Privat haben wir mit Familie Galizin auch schon eine Menge unternommen. Wir waren zusammen auf der Leipziger Messe. Leonid hatte in seinen Zeitungen viel über die „Leipzigskaja Jarmarka" gelesen und wollte sie selbst einmal sehen. Am 1. März waren wir auf dem Fernsehturm in Berlin, wir haben uns gegenseitig zu Hause besucht, ich habe ihm hier die Gegend gezeigt. Jetzt ist Leonid wieder zu Hause in Tula, und ich warte auf Post. Als wir ihm auf dem Bahnhof ‚Auf Wiedersehen' sagten, war er direkt ein bißchen gerührt. ‚Das größte Erlebnis für mich war die Freundschaft, die ich bei euch erlebt habe', sagte er. ‚Ich werde zu Hause auf jeden Fall aktiv in der Sowjetisch-Deutschen Freundschaft arbeiten'."







Das herzliche, selbstverständliche Verhältnis zwischen den Paten der NVA und der Sowjetarmee schildert Oberstleutnant Kurt Rieger: „Wenn wir bei den Freunden an's Objekt 'ranfahren, geht der Schlagbaum schnell hoch. Und nicht selten sind wir da. Auch zu ‚inoffiziellen' Anlässen. Als Genossen von uns zum Deutschen Turn- und Sportfest nach Leipzig fuhren, sind wir selbstverständlich bei unserem Patenregiment vorbeigefahren und haben einige Soldaten mit eingeladen. Für eine Eiskunstlaufveranstaltung in Berlin haben wir ihnen Karten besorgt. Eine Delegation von ihnen nimmt an der Mai-Demonstration in unserem Ort teil. Zwar gibt es immer wieder mal personelle Wechsel, bei ihnen wie bei uns, aber die Idee der Zusammenarbeit ist so verwurzelt, daß deshalb nicht von vorne begonnen werden muß."
Patenschaften mit Herz? Ich glaube, man kann es guten Gewissens bejahen.

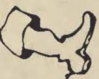
Günther Wirth

Unteroffizier: „Heute beim Exerzieren habe ich bemerkt, daß Sie niesten, und bald darauf nieste auch der Herr Leutnant. Für künftige Fälle merken Sie sich, daß zuerst der Herr Leutnant zu niesen hat und dann Sie."



„Sagen Sie mal, Feldwebel, was ist denn das? Wieso haben Sie denn alle großen Leute in die erste Reihe gestellt und die Kleinen dahinter?"
„Entschuldigen Sie, Herr Leutnant, ich habe an mein früheres Geschäft gedacht."
„Was waren Sie denn?" – „Obsthändler, Herr Leutnant."

Kurz vor Zapfenstreich hastet der Rekrut Rübenschlüssel in der Dunkelheit Richtung Kaserne. Plötzlich ertönt eine scharfe Stimme: „He, Sie da! Können Sie nicht grüßen, oder halten Sie mich für eine Laterne?"
„Nein, Herr Hauptfeldwebel, für eine Laterne sind Sie oben nicht helle genug!"



Korporal: „Der Soldat hat nicht nur seinen Offizier, sondern jeden unmittelbaren Vorgesetzten zu grüßen! Wen hat er also zu grüßen, Meyer?"
Meyer: „Nicht nur seine Offiziere, sondern auch jeden unbemittelten Vorgesetzten!"



Der Korpskommandeur General X. wohnt einer größeren Gefechtsübung bei. Ein Teil der Verteidiger hat einen Gutshof besetzt, in dessen unmittelbarer Nähe eine große Kuhherde auf der Weide ist. Als die Artillerie ihre ersten Schüsse auf den Angreifer losläßt, entsteht unter den unvernünftigen Kreaturen große Aufregung, und der Inspektor kommt eiligst zum General gelaufen mit der Bitte, das Schießen einstellen zu lassen, da sonst großer Schaden entstehen würde. Der General sieht das auch ein und beauftragt seinen Adjutanten, das Nötige anzuordnen. Gleich darauf hört er, wie der Adjutant mit weithin tönender Stimme dem Artillerie-Kommandanten zuruft: „Der Herr General läßt sagen, das Schießen solle sofort aufhören. Das Rindvieh kann's nicht vertragen."



In dem Briefe eines Gefangenen, der lange verschollen gewesen, fand sich folgender Passus: „. . . und so bitte ich Dich, lieber Freund, teile doch meiner Frau schonend mit, daß ich noch am Leben bin . . ."



„Weshalb beschreibt die Geschoßbahn eine Kurve?"
„Nach dem Gesetz von der Anziehungskraft . . ."
„Ach was, nach der neuen Schießvorschrift natürlich."



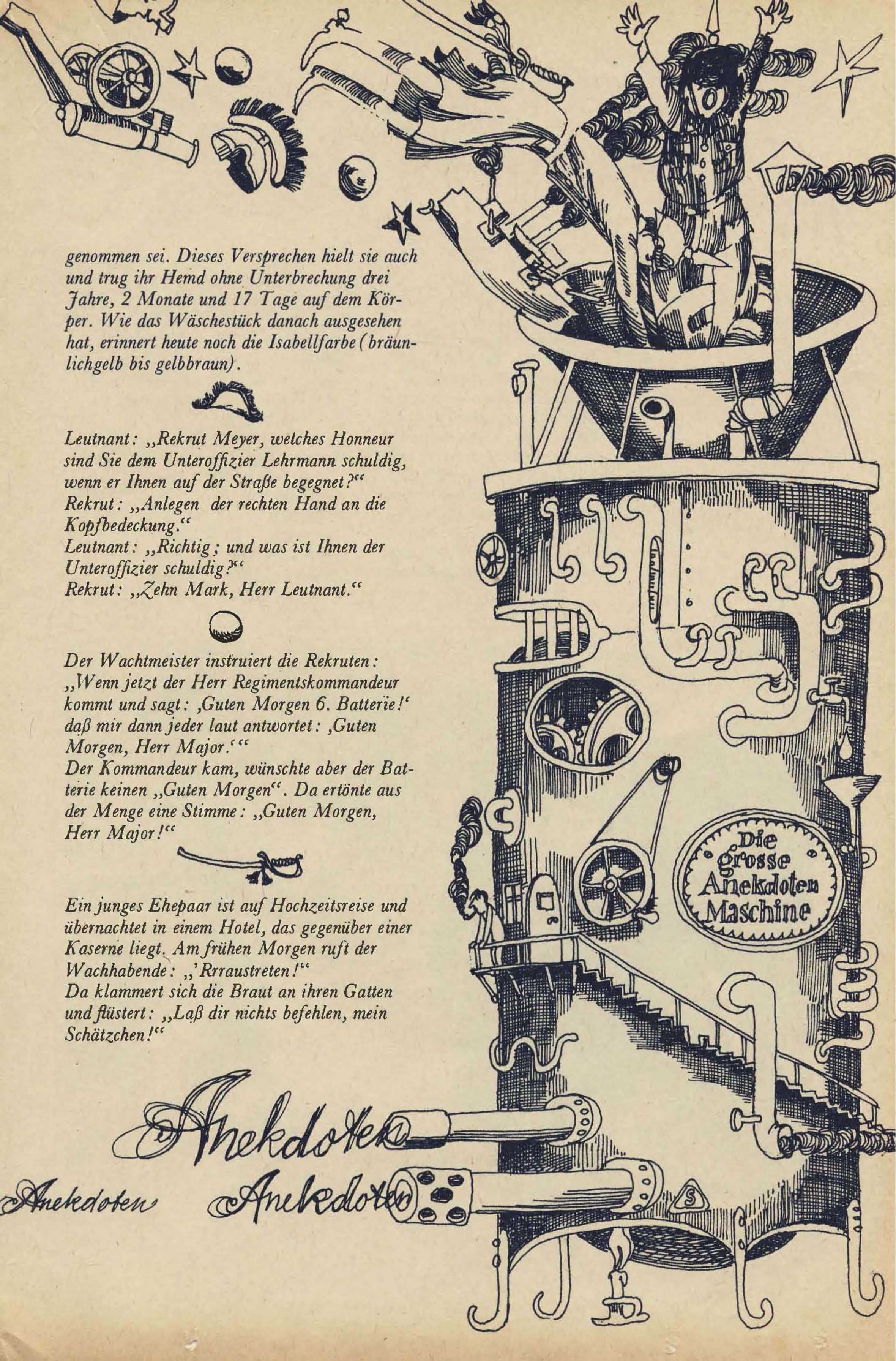
Leutnant: „Können Sie mir sagen, welches die Vorteile und die Nachteile des neuen Magazingewehrs sind?"
Rekrut (nach einigem Besinnen): „Nee, ich weiß es auch nicht!"



Im Juli des Jahres 1601 belagerte Philipp III. von Spanien die niederländische Stadt Ostende.
Seine Schwester Isabella gelobte, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, bis die Stadt ein-

Anekdoten Anekdoten

Illustration: Horst Bartsch



genommen sei. Dieses Versprechen hielt sie auch und trug ihr Hemd ohne Unterbrechung drei Jahre, 2 Monate und 17 Tage auf dem Körper. Wie das Wäschestück danach ausgesehen hat, erinnert heute noch die Isabellfarbe (bräunlichgelb bis gelbbraun).

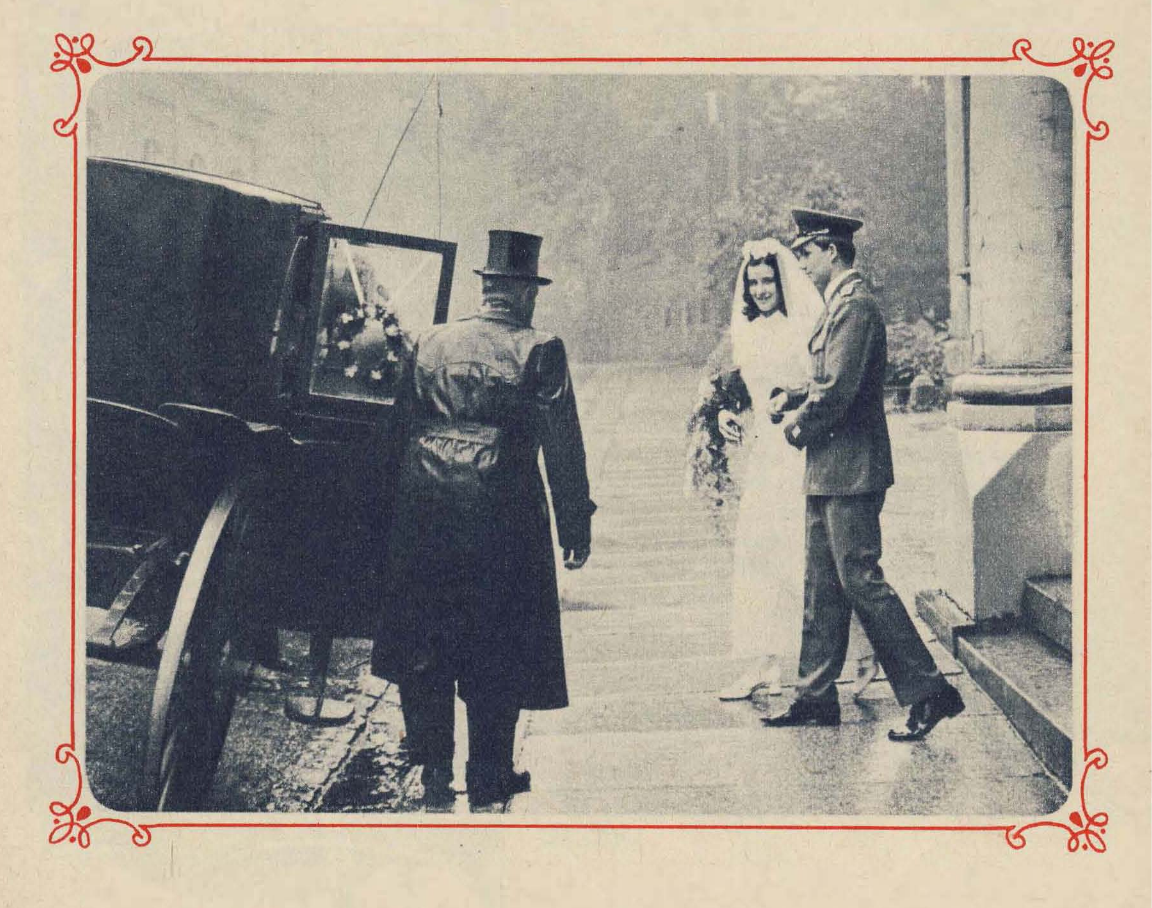
Leutnant: „Rekrut Meyer, welches Honneur sind Sie dem Unteroffizier Lehrmann schuldig, wenn er Ihnen auf der Straße begegnet?"
Rekrut: „Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung."
Leutnant: „Richtig; und was ist Ihnen der Unteroffizier schuldig?"
Rekrut: „Zehn Mark, Herr Leutnant."

Der Wachtmeister instruiert die Rekruten: „Wenn jetzt der Herr Regimentskommandeur kommt und sagt: ‚Guten Morgen 6. Batterie!' daß mir dann jeder laut antwortet: ‚Guten Morgen, Herr Major.'"
Der Kommandeur kam, wünschte aber der Batterie keinen „Guten Morgen". Da ertönte aus der Menge eine Stimme: „Guten Morgen, Herr Major!"

Ein junges Ehepaar ist auf Hochzeitsreise und übernachtet in einem Hotel, das gegenüber einer Kaserne liegt. Am frühen Morgen ruft der Wachhabende: „'Rrraustreten!"
Da klammert sich die Braut an ihren Gatten und flüstert: „Laß dir nichts befehlen, mein Schätzchen!"

Itze schoa?

Dieses erzgebirgische „itze schoa?“ (jetzt schon?) konnte sich Vater Bauer nicht verkneifen, als Tochter Ursel etwas vom Heiraten sagte. Wen sie heiraten würde, darüber gab es in der Familie Bauer keine Zweifel. Sie kennen den Frank Lederer noch aus der Zeit, da die Ursel mit ihm im Sandkasten buddelte. Vater und Mutter Bauer erinnern sich, daß Frank und Ursel sich damals nicht immer vertragen haben. Manche „Sandschlacht“ endete mit Tränen, die bei der nächsten Kinderhochzeit wieder vergessen waren. Frank aber war nie der Bräutigam von Ursel. Er durfte nur den Schleier tragen...
Aus der kleinen schwarzäugigen und schwarzhaarigen Ursel ist heute Genossin Unteroffizier Bauer – halt! – natürlich Lederer, Phonotypistin im Ministerium für Nationale Verteidigung, geworden. Frank ist Offiziers-

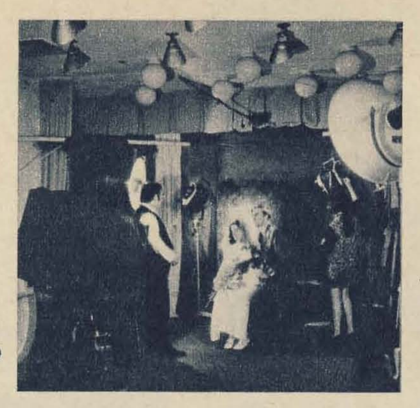






schüler im dritten Lehrjahr an der Offiziershochschule „Franz Mehring". Sie in Strausberg, er in Kamenz. Noch ein Jahr muß Frank diese Kilometerdistanz mit seiner ES „Trophy" als unregelmäßiger Wochenend-Ehemann durcheilen. Uschi beherrscht die 21 PS auch schon recht gut. Aber wir wollten ja über eine Hochzeit berichten. Bekanntlich fängt solch ein Fest mit dem Polterabend an. Das denken zu-









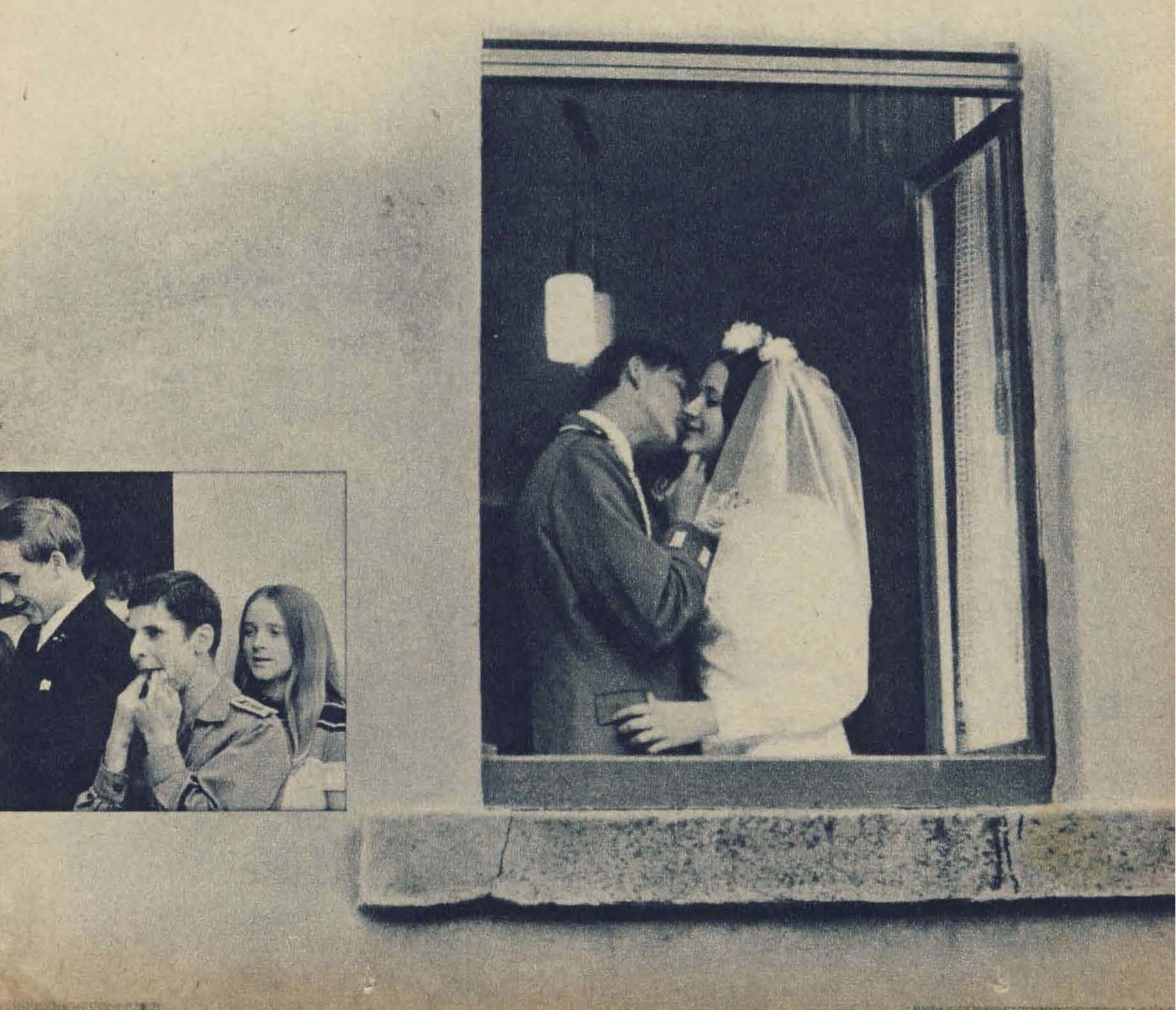
mindest jene, die entweder nicht verheiratet sind oder schon solange, daß sie nicht mehr wissen, was noch alles dazugehört.
Also: ein halbes Jahr vor dem Termin Hochzeitskleid, Schuhe, Schleier, Anzug usw. kaufen. Rechtzeitige Anmeldung auf dem Standesamt. Das wäre so das Offizielle. Was dann noch kommt, unterscheidet sich in Menge, Tradition, Gewicht (wenn man das von Genossenschaftsbauer Bauer geschlachtete Schwein in Rechnung stellt), Temperament, Nachbarn, Verwandtschaft, Sparkonto

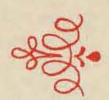




seiteschaffen. Bis zum Getriebe eines Traktors reichte das Angebot. Bauers Pferdewagen war bis zum Rand gefüllt.
Um 10.30 Uhr war es dann soweit. Eine Zwei-PS-Kutsche lud das Paar zur Fahrt ins Eheglück ein. Hoch auf dem Bock der Kutscher mit schwarzem Zylinder und knallender Peitsche. Vor dem Standesamt, trotz Regen, viele Schaulustige. Ein afrikanischer Tourist versuchte sich sogar mit einem Hochzeitsflötenständchen. Punkt 11.00 Uhr wurde es ernst. Nach dem altbekannten und bei solchen Gelegenheiten oft gehörten Hochzeitsmarsch Worte der Standesbeamtin auf den Weg für das gemeinsame Leben. Hier und da wurde in der Zuschauermenge

und vieles andere mehr. Wir hatten es mit einer zünftigen erzgebirgischen Hochzeit zu tun. Sie wurde am 29. Juli anno 1972 in Eibenstock vollzogen. 30 Hochzeitsgäste beherbergte das kleine Haus der Familie Bauer. Darunter die Eltern von Frank und Uschi, Tanten und die dazugehörigen Onkel, Cousinen, Cousins, Opas und natürlich Abgesandte der Dienststellen des jungen Paares. Vom Ministerium: Oberfeldwebel Jutta Tyll und Oberstleutnant Wählt. Von der Offiziershochschule: Offiziersschüler Roloff und Rösner.
Jedenfalls war die Hochzeitsgesellschaft komplett, als mit ohrenbetäubendem Lärm der Polterabend seiner Bezeichnung alle Ehre machte. Das miese Wetter konnte den Humor, mit Ausnahme unseres Fotoreporters, nicht trüben.
Ein trüber Morgen war leider auch der Tag der Hochzeit oder genauer: es goß in Strömen. Uschi und Frank mußten traditionsgemäß die Polterutensilien alleine bei-





verstohlen ein Taschentuch gezückt... Aber ansonsten vollzog sich alles beinahe exakt militärisch. (Frank hätte um ein Haar mit „Jawohl" statt mit „Ja" geantwortet). Das junge Paar, nunmehr amtlich Herr und Frau Lederer, spürte spätestens jetzt, daß Hochzeit eine anstrengende Sache ist. Die Kutsche fuhr die beiden nach einer kleinen Stadtrundfahrt zum Fotografen. Dieser rieb sich bereits diensteifrig die Hände. Solch eine Hochzeit ist schon was Feines. Der Meister schuf nun mit seinem Bilde die Erinnerung für die Verwandten und die Nachwelt der neuen Familie Lederer. Und damit nahm er es sehr ernst. Glückwünsche, Blumen, Geschenke, Trinksprüche für heute, morgen und übermorgen beim gemeinsamen Hochzeitsmahl in einer Gaststätte. Danach ging es zurück zum Haus der Brauteltern. Eine Barriere von Kinderleibern versperrte den Weg zum Grundstück. Frank war auf alle Überraschungen gut vorbereitet. Ein Griff in die Tasche und der Weg war mit Kleingeld „freigekauft". Doch da wartete bereits das nächste Hindernis. Ein recht knorriges Stück Holz mußte zersägt werden.







Auch diese Hürde wurde unter der Schirmherrschaft der Offiziersschüler Rösner und Roloff genommen. Mit letzten Kräften trug Frank dann seine Uschi auf Händen ins Haus. Hier bildete sich unter der Leitung der beiden Offiziersschüler und Cousin Christoff eine Singegruppe, die dann auch wacker den kulturellen Teil der Hochzeit bestritt. Selbst der Nestor der Hochzeitsgesellschaft, Opa Curt Looß, wurde Singegruppenmitglied. Er meinte, 85 Lebensjahre seien noch kein Alter. Und wir hörten von ihm manche Episode, die meistens mit: „Zu meiner Zeit, als ich noch zwanzig war..." begann. Viel Lustiges gab Opa Looß zum Besten, aber man spürte auch Wehmut in seinen Worten, denn seine Generation hatte wenig zum Lachen. Umso mehr freut er sich über das Lebensglück der heutigen Jugend, besonders über das von Uschi und Frank. Sie sehen ihr Glück darin, dort zu sein, wo sie gebraucht werden. In einem knappen Jahr wird Frank als Offizier für Menschen und für wertvolle Technik verantwortlich sein. Und das wird ihm sicher mit einem guten Unteroffizier in der Familie nicht schwerfallen.

Hauptmann
Wolfgang Matthèes

Soldaten schreiben für Soldaten



Im Jazzkonzert

Tschi-tschi-bum-peng – die Einleitungsmelodie deutet in kurzen Tonfolgen an, was der Abend Delikates für die Besatzung unseres Schnellbootes bringen wird. Die Sieben-Mann-Kapelle läßt sich nicht lumpen, sie geht straff 'ran. Sie benötigt nur wenige Takte, und die Kenner gehen mit. Erster Beifall auf offener Szene. Die Musikanten werden erstaunlich schnell warm und winden sich schon bald auf der Bühne vor einem silbern glänzenden, gerafften Seiden-Hintergrund. J-A-Z-Z steht in Großbuchstaben, schön übersichtlich angeordnet, für jeden erkennbar, darauf.
Ich bin froh, daß in unserer Flottille endlich einmal etwas Niveauvolles zustande gekommen ist. Hoffentlich findet die Veranstaltung auch genügend Anhänger unter den Seemännern.
„In the mood", ein Trädischenell, geht über die Bühne; du-du-du-du-du-du-du-du.
Stimmt natürlich, so aufgeschrieben kommt die Melodie nicht voll zur Geltung. Es fehlt da noch etwas, was man selbst erlebt haben muß.
Vor mir Fans, neben mir Fans, hinter mir Fans, es ist wie bei einer Gymnastikgruppe, nur schneller läuft alles ab, wilder:
hoch, 'runter, hoch, 'runter . . . Es ist mehr ein Zucken. Richtig beeindruckend geht es natürlich erst zu, wenn Moddern-Dschähß gespielt wird, dann wird alles noch hektischer, ekstatischer. Das kommt aber doch nicht so an, weil man dabei schnell aus dem Takt gerät. Dann schon lieber ein Blues, vielleicht frei nach Duke Ellington. Schön gemächlich wiegen sich die Fans bei dem Geflüster der heiseren Posaune. Ta-ta-ta-tu.
Ein Obermatrose vor mir, mehr schräg zur Seite eigentlich, ist besonders bei der Sache. Keinen Takt läßt er aus. Ein begeisterter Jazzkenner! Leise hauchend schließt die Musik, doch der Genosse köpft weiter die Melodie, wohl in Gedanken. Ja, ja, so einen Klang verliert man so schnell nicht aus den Ohren. Jetzt zuckt er zusammen. Die nächste Nummer hat begonnen: Ein Ragtime. Der Jazzfreund stutzt kurz, doch schon geht er wieder mit. Aber ganz langsam. Er arbeitet wohl nur die markanten Stellen heraus, das: tam. . . tam. . . tam. . . Vielleicht spielt er selbst? Meine Achtung vor ihm steigt. Immer wieder dieses gefühlvolle Kopfnicken, ganz eins mit der Musik. Ich müßte nach der Vorstellung eigentlich ein paar Worte mit ihm reden. Ein Gedankenaustausch ist oft fruchtbringend. Mit Spannung warte ich, bis die auch auf dem letzten Platz noch deutlich zu hörende Musik verrauscht, bis der Beifall verebbt. Dann gehe ich zu ihm. Genießerisch scheint er die letzten Takte nachzuerleben. Erwartungsvoll sehe ich ihm in die Augen: . . . er schläft!

Stabsmatrose d. R. Claus Zander

Die Sache mit den Ohren

Gut gedeckt im Gelände machte ich endlich den Panzer ausfindig, mit dem ich einen Teil der Übung mitfahren sollte. „Du bist also der Journalist", empfing mich der Panzerkommandant. „Freunde Dich mal mit unserem Dicken an. Es wird wohl nicht mehr lange so ruhig zugehen."
Kurz danach kam der Zugführer vorbei, um noch einmal zu sehen, ob alles in Ordnung sei. „Na dann machts gut, Genossen", verabschiedete er sich. „Paßt mir auch auf, daß Ihr nicht wieder ein Ohr einbüßt", rief er noch aus eini-

Illustration: Harri Parschau



ger Entfernung und verschwand im Unterholz. Ich muß in dem Moment wohl doch ein wenig erschrocken dreingeschaut haben. Doch diese Burschen grinsten mich an, wohl in Erwartung einer Frage. Nur keine Blöße geben, sagte ich mir, und tat nicht dergleichen. Was mich betraf, wollte ich schon auf meine Ohren achten. Besonders sorgfältig stülpte ich mir die Panzerhaube über. Dann ging es los. Der Dicke ruckte an und bahnte sich seinen Weg ins freie Gelände. Nicht, daß ich an meinem Redaktionsschreibtisch schon verkalkt wäre, aber etwas ruhiger sitze ich dort gewöhnlich. Es ging auf und ab. Ich wurde gehörig durchgeschüttelt. An meine Ohren dachte ich schon lange nicht mehr. Endlich kam das Halt und der Befehl, Verteidigungsstellung zu beziehen. Dann öffneten wir die Luke und kletterten ans Tageslicht. Tiefe Ruhe. Kein Motorengeräusch, keine Staubwolken um uns. Es dauerte nicht lange, und der Zugführer kam, um sich zu überzeugen, ob unsere Stellung zweckmäßig gewählt war. „Ihr habts gut gemacht. Ich bin zufrieden..." Dann stockte er und sagte zum Fahrer gewandt: „Und wo haben Sie das linke Ohr verloren, Genosse Unteroffizier?" Entsetzt blickte ich zum Fahrer, und unwillkürlich zog es meine Hände zur Kontrolle nach oben. „Mensch, Deine Ohren sind natürlich noch dran", klärte mich der Panzerkommandant auf. „Aber schau Dir mal unseren Dicken an. Da vorn links fehlt ihm die Kettenabdeckung. Und die Schutzbleche, das sind nun mal die Ohren des Panzers".

Uffz. d. R. Jürgen Schwarz



Am Brandenburger Tor

Gib mir deine Hand,
gib mir einen Kuß und sag,
daß du mich liebst.
Ich möchte, daß du hier,
wo Millionen Leben sich entschieden,
unser Leben entscheidest
im Angesicht der Bedrohung,
aber auch der Stärke.
Im Angesicht des Vergangenen,
und des Werdenden.
Im Angesicht der Angst
und am Beweis, daß die Angst
bezwungen werden kann;
hier möchte ich deine Liebe.
Gib mir deine warme zarte Hand.
Gib mir einen Kuß und sag, daß du mich liebst.

Unterfeldwebel d. R. André Brie

Im Schnellzug sitzend

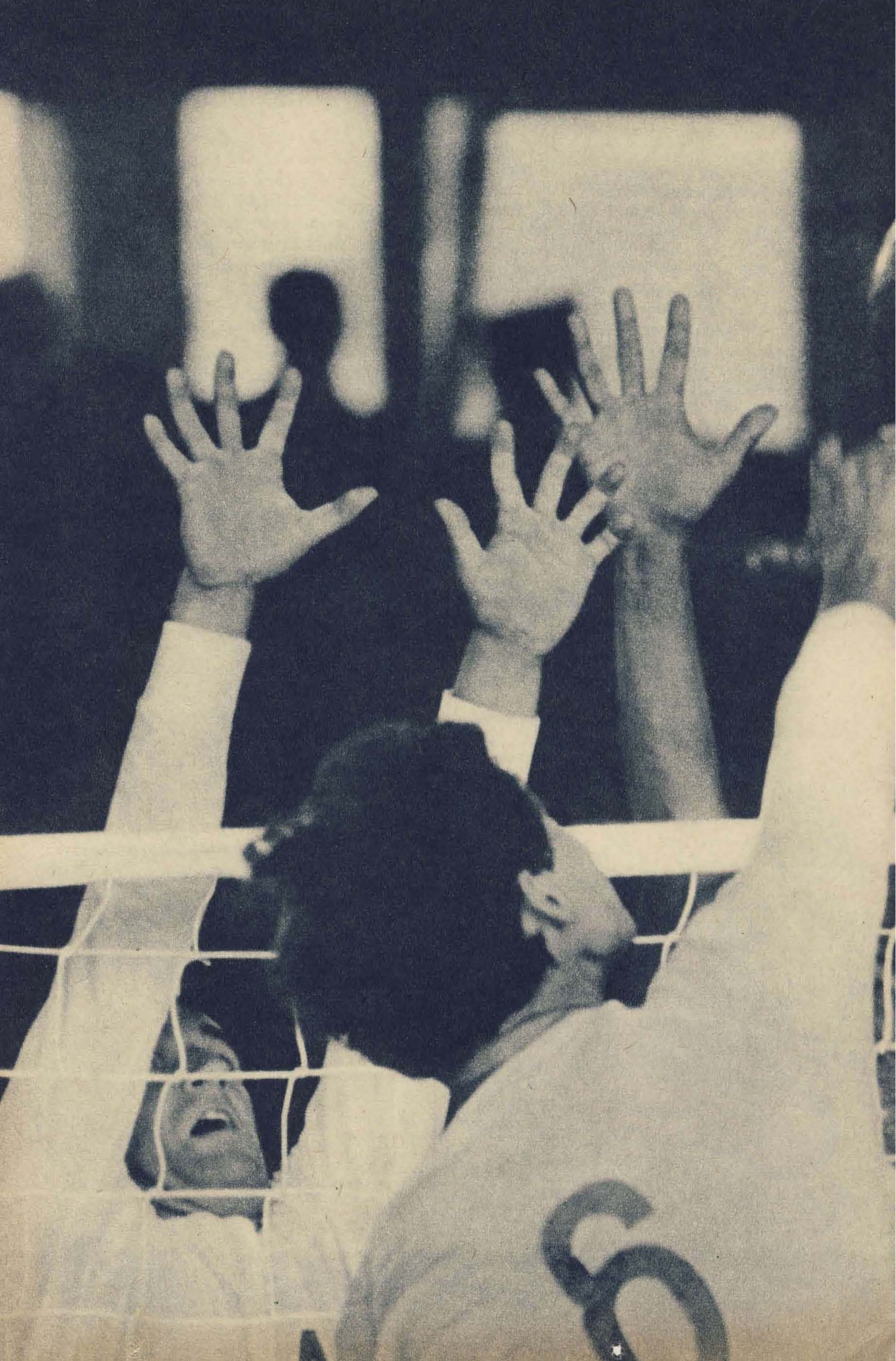
...seh ich
Sonnenglast ringsum,
sandige Erde,
Fichten, so weit das Auge reicht,
Lichtung, darauf erdgrün
gepanzerte Stahlkraft,
PS hundertfach,
fähig Feuer zu speien,
die Stille zu reißen
zwischen den Stämmen.

Vor allem aber fähig
die Stille zu wahren.

Ein Dutzend Männer
auf der Birkeninsel
im Fichtenmeer,
schweißig, ölverschmiert,
rastend
von harter Arbeit.

Bild, flüchtig durchs
Schnellzugfenster.
Erinnerung an viele Jahre,
vergangen,
nicht aber vergessen.

Karlheinz Pappe Major d. R.



ANNEHMEN



Fierke (r.) und Aulerich, die Sternbuchholzer Routiniers, in gespannter Erwartung eines gegnerischen Schmetterballs.

STELLEN

Frage: Eins – zwei – drei! Können Sie sich denken, worauf ich mit der Zählerei hinaus will? Was fällt Ihnen dabei ein?
Literatur? (Wilhelm Busch: „. . . im Sauseschritt eilt die Zeit, wir eilen mit.") Wäre möglich. Ist aber nicht mein Anliegen.
Ein Kinder-Abzählreim? („. . . und du bist frei!") Natürlich nicht. Was sollte das auch hier?
Sport, Volleyball? Stimmt. An den Fotos ist ja auch unschwer zu erkennen, worum es sich

SCHMETTERN

dreht. Bloß, was soll die Zählerei dabei, wollen Sie wissen? Eins – zwei – drei, Zuschauer und Spieler schreien es gemeinsam, das bedeutet hier: Annehmen – stellen – schmettern. Noch immer etwas unklar?

Also: Die Angabe oder der Schmetterschlag des Gegners wird angenommen, der Ball muß – wie, ist egal – „geholt" werden, so daß er im Spiel bleibt – das ist die Eins. Nun heißt es stellen, das heißt, den Ball als Vorlage vors Netz spielen – die Zwei. Bei „Drei" muß das Leder ins gegnerische Feld gebracht werden, möglichst scharf und plaziert am Block vorbei nach unten geschmettert, oder auch als raffinierten Heber über die hochgereckten Hände der Verteidiger hinweg in den freien Raum, daß niemand mehr herankommt.

(Nicht ganz) aktueller Anlaß für dieses Volleyball-Einmaleins sind die einige Wochen zurückliegenden Armeemeisterschaften 1972 in dieser Disziplin. Die zehnten schon. Sechs Mannschaften – die Vertreter der einzelnen Bezirksorganisationen der Armeesportvereinigung – trafen in der schmucken Sporthalle in Wildau aufeinander. Sechs von sicher Hunderten, die in der Nationalen Volksarmee den Ball über das Netz pritschen.

Großgeschriebener Volkssport, Armeesport Nummer eins. In Wildau wurde natürlich nicht nur volkssportmäßig „gepritscht". Hier sah man Schmetterbälle, erfolgreiche „Blöcke", artistische „Einlagen", um Schüsse des Gegners doch noch zu erreichen. Also wirklich leistungssportliches Volleyballspiel.

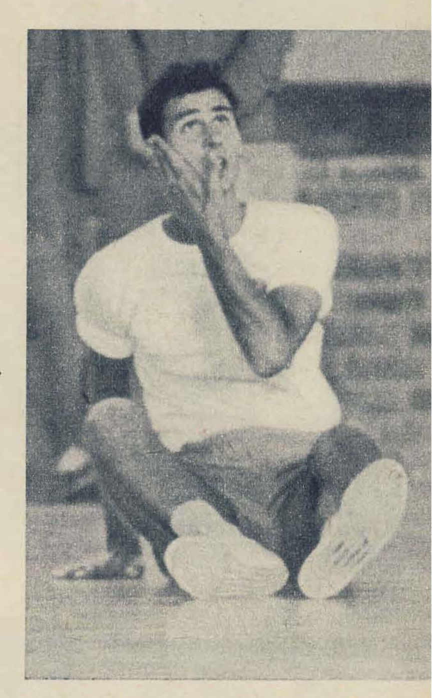
Dafür bürgte vor allem ein Name: ASG Vorwärts Sternbuchholz, erfolgreichste Armee-Mannschaft seit Jahren, viermaliger Armeemeister, seit 1970 Oberligist, 1972 Dritter im FDGB-Pokal. Wenn Spielertrainer Bernd Aulerich, Soldat Wolfgang Gless oder Unterfeldwebel Wolfgang Eggert die Bälle übers Netz donnerten, wenn Soldat Dieter Krüger und Siegmar Gliemann einen kaum zu überwindenden Block bildeten, wenn Klaus Fierke seine Aufschläge in der Art der japanischen „fallenden Blätter" schwer erreichbar knapp hinters Netz setzte, dann spürte man die Oberligapraxis. Da blieb für die anderen Mannschaften bei allem Einsatz wirklich keine Chance. Alle Spiele gewann der Sternbuchholzer Stamm-Sechser mit 3:0, also ohne Satzverlust. Fünf Spiele in zwei Tagen, eigentlich eine harte Prüfung, waren bei dieser Überlegenheit mühelos zu verkraften – obwohl die drei Zivilisten des Kollektivs, Aulerich, Fierke und Gliemann, die Dreißig bereits überschritten haben.

Mit ihrer Routine und Erfahrung, ihrer technisch-taktischen Raffinesse ergänzen sie sich ausgezeichnet mit den Jüngeren, den Soldaten in der Mannschaft, die vor allem Einsatzfreude und Kampfgeist zur guten Leistung des Kollektivs beisteuern.

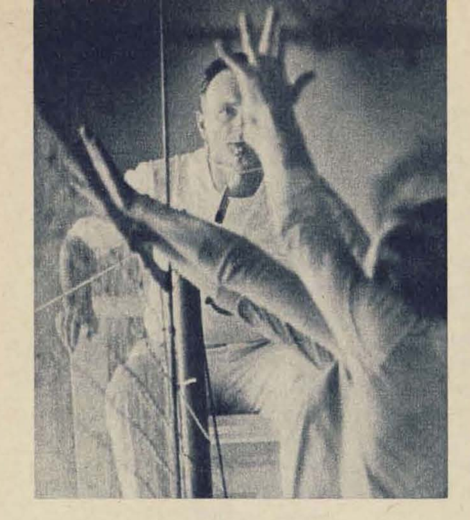
„Unsere Trainingsmöglichkeiten sind aber nicht die besten, weil wir in unserer Einheit keine Halle haben", erzählte mir Unterfeldwebel Wolfgang Eggert, Wartungsgruppenführer in der Transportkompanie. „Technisch-taktisch nur einmal in der Woche zu trainieren, ist ja eigentlich etwas wenig, aber die meisten von uns können in der Hinsicht von ihrer guten Grundausbildung zehren."

Keine Frage, auch er selbst hatte da einiges, wovon er „zehren" konnte. Die Fachleute waren sich am Ende der Meisterschaften einig: Als beste Spieler des Turniers wurden Hanjo Garlin (ASG Weißenfels), Soldat Wolfgang Schneider (ASG Wilhelmshagen) und Unterfeldwebel Wolfgang Eggert ausgezeichnet.

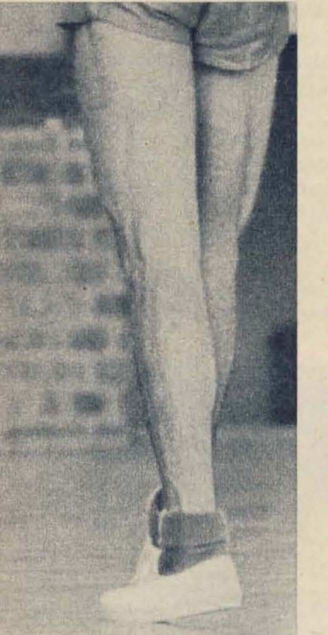
Alles andere als ein Spaziergang waren die zwei Meisterschaftstage für die übrigen Mannschaften. Eigentlich hatte man ja in der ASG Wilhelmshagen einen zweiten Favoriten gesehen. In diesem Jahr ebenfalls in die Oberliga aufgestiegen, hatten sie sich gegen Sternbuchholz zwar keine Titelchancen ausgerechnet, aber den „Vize" wollten sie sich doch holen. Daß Weißenfels, Stralsund, Löbau und Kamenz dann munter „mitmischten", war doch eine gelinde Über-



raschung, nicht nur für die Aktiven, sondern auch für die sachkundigen Zuschauer und die „Offiziellen". Oberstleutnant Eberhard Gnade von der Leitung der Armeesportvereinigung bestätigte das: „Bei den bisherigen Armeemeisterschaften gab es meist zwei, drei starke Mannschaften, der Rest fiel dagegen stark ab. Wir konnten die Rangfolge in der Regel schon vor dem ersten Spiel voraussagen. Diesmal war das Feld – Sternbuchholz einmal ausgeklammert – sehr ausgegli-





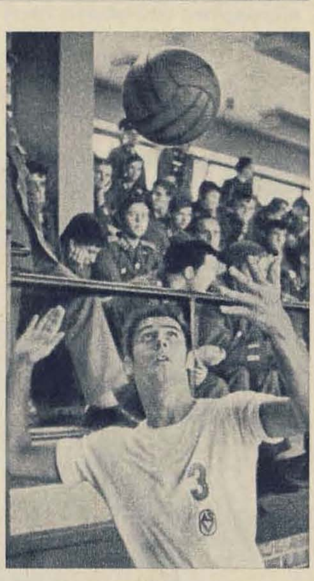


Übereinstimmende Meinung aller: Die Schiedsrichter waren Klasse, ihren Argusaugen entging nichts. Das hier ist Soldat Frank Richter, der gerade seinen Reservistendienst ableistete.

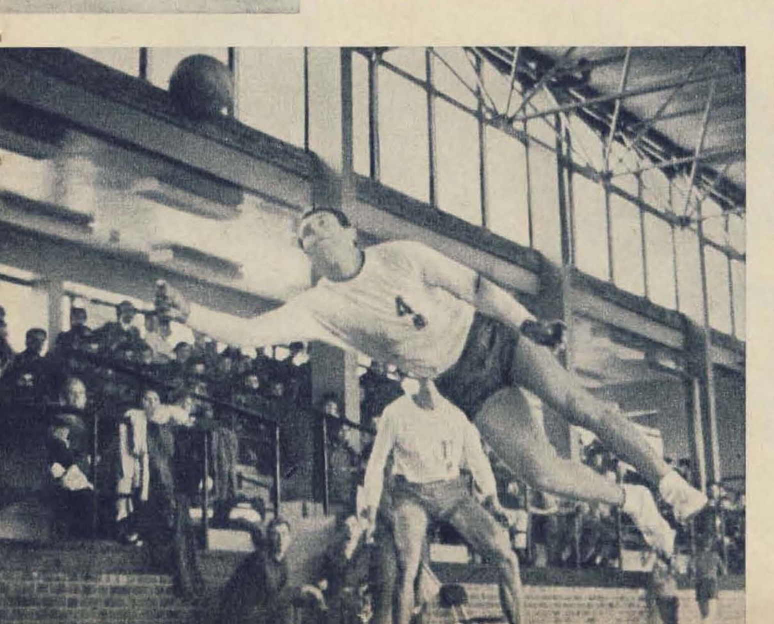
Nicht nur mit Schärfe kann der Schmetterer den Block bezwingen. Auch Köpfchen ist nötig, um an den hochgereckten Händen vorbeizuschießen oder den Ball darüber hinwegzulupfen.

Hier hat's wohl eingeschlagen. Sehr zufrieden schaut Wolfgang Schneider jedenfalls nicht drein.

Soldat Strotzer gehörte zu den besten Spielern der ASG Wilhelmshagen.



Nur die aufschlagende Mannschaft kann Punkte machen. Besondere Konzentration ist deshalb schon bei der Angabe notwendig, wie es hier Soldat Wolfgang Schneider demonstriert.



chen, jeder konnte jeden schlagen. Das beruht auf einer echten Leistungssteigerung der ‚kleinen' Mannschaften. DDR-Liga-Niveau möchte ich den meisten Spielen bescheinigen, auch denen, wo die ‚Schwächeren' unter sich waren."
Die Gleichwertigkeit bekam vor allem Mitfavorit Wilhelmshagen zu spüren. Gegen Löbau, Kamenz und Stralsund brauchte er jedesmal fünf Sätze zum hart erkämpften Sieg (3:2), gegen Weißenfels war dann nach einer 1:0-Führung die Kraft ziemlich am Ende: 1:3-Niederlage und nur Bronzemedaille. Das war aber auch ein echter Härtetest. Vier Spiele mit insgesamt neunzehn Sätzen an einem Tage!
Nicht viel weniger oft mußten die Konkurrenten aufs Parkett. Erfreulich, daß sie diese Konditionsprobe verkrafteten, ohne in den Leistungen wesentlich nachzulassen.
Der Volkssport-Volleyballer, der gelegentlich, vielleicht im Urlaub, mal den Ball über das (dann meist nicht sehr) hohe Netz pritscht, wird kaum eine Vorstellung haben, welche athletischen Anforderungen an einen Leistungsvolleyballer gestellt werden. Immer wieder springen, schlagen, hechten. Da braucht der Aktive Ausdauer, Sprungkraft, geistige und körperliche Beweglichkeit, Reaktionsschnelligkeit, Körperbeherrschung.
Allerdings, die beste Körperbeherrschung hilft nichts, wenn das Parkett zu blank ist und der Spieler beim plötzlichen Start wegrutscht. Anfangs wunderte ich mich, was die malerisch ums Spielfeld verteilten Scheuerlappen sollten. Ich fand die Halle doch recht sauber. Aber als ab und zu einer der Spieler sich die Füße darauf abtrat, da kam ich dahinter: Was dem Turner die Magnesia für die Griffsicherheit der Hände an den Geräten, ist dem Volleyballer der feuchte Scheuerlappen für die Standfestigkeit auf glattem Parkett.
Das letzte Spiel sollte eigentlich das entscheidende und der Höhepunkt des Turniers werden, aber die Entscheidung war ja schon vorher gefallen, für die Männer aus Sternbuchholz, die damit zum vierten Mal Armeemeister wurden.
Zum Schluß gab es Glückwünsche von Generalmajor Geier, Medaillen und drei große Präsentkörbe für die Siegermannschaften und die Gewißheit, daß das „Eins – zwei – drei" auch weiterhin auf den Hunderten Volleyballplätzen in der Armee ertönen wird.

Günther Wirth

Glückwünsche für den Armeemeister 1972. Von rechts: Bernd Aulerich, Soldat Dieter Krüger, Unterfeldwebel Wolfgang Eggert, Siegmar Gliemann.



Wilde Hektik prägte das Berliner Straßenbild. Spiegel des krisenerschütterten Jahres 1922, das der bürgerlichen Republik zu schaffen machte. Die Geldentwertung rüttelte an den Toren, der große Betrug der Reichen an den Lohnbeuteln der Ausgebeuteten. Mit ihr die Flucht in die Sachwerte, für deren Erwerb Dollars, Pfunde und Franc notwendig waren, über die nur die Reichen verfügten.
Doch an jenem Tage zeigte sich die Verwirrung besonders flagrant, abzulesen an den Werberufen der Zeitungsjungen . . .
Die neue „Kreuzzeitung": Verrat an den nationalen Interessen!

SCHÜSSE gegen die Vernunft

Jan Koplowitz

Der „Lokalanzeiger": Ausverkauf deutscher Werte!
Der „Vorwärts": Verkappte Hilfe für die Bolschewisten!
Die „Rote Fahne": Hände weg von Sowjetrußland!
„Die Völkische": Jüdischer Industriemagnat mauschelt mit den Roten!
„Berliner Tageblatt": Der Außenminister unterschreibt Bündnispakt mit den Russen!
An den Straßenecken sammelten sich Menschengruppen. Die grüne Schutzpolizei reagierte unsicher und nervös: „Weitergehen! Keine Haufen bilden!"
Vor der Sowjetbotschaft Unter den Linden starrte eine bunt zusammengewürfelte Menschenmasse wie hypnotisiert auf die rote Fahne mit Hammer und Sichel, die neuerdings über dem Giebel wehte. Zwar schon seit zwei Wochen, aber jetzt erst wahrgenommen, begrüßt und verflucht, beklatscht und ausgepfiffen.
Was war geschehen?
Der Außenminister der Weimarer Republik, Dr. Walther Rathenau, Bankier und Industrieller von Hause aus, der Sohn des Begründers der AEG, ein nationaldeutscher Jude, kommunistischer Sympathien also gewiß unverdächtig, hatte mit dem jungen Sowjetstaat im italienischen Badeort Rapallo einen Friedenspakt abgeschlossen. Dieser legte die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen fest. Er fixierte die wirtschaftliche Zusammenarbeit. Sowjetrußland verzichtete auf deutsche Kriegsentschädigung und die Weimarer Republik auf Ansprüche gegenüber den ins sozialistische Volkseigentum überführten ehemals deutschen Betrieben. Und – streng vertraulich, aber besonders wichtig: Deutschland verpflichtete sich, nicht an einem gegen die Sowjetunion gerichteten internationalen Wirtschaftssyndikat teilzunehmen.
Also eigentlich ein weitsichtiger Schritt, vernünftig, im Interesse beider Staaten und ihrer Völker, schon damals diktiert vom Friedenswillen des Sowjetstaates. Warum also der Sturm in der Öffentlichkeit? Warum Haßausbrüche, ausgelöst von allen Schattierungen der Reaktion, der legalen und geheimen nationalistischen Gruppen – finanziell gestützt und gespeist vom Goßkapital? Warum?
Die Antwort mag in der Stille gegeben worden sein. Vielleicht in einem Chambre separé des kostbaren Weinrestaurants im Hotel „Adlon". Die Kunden haben wohl nicht das Hauptportal benutzt, sondern waren durch einen Seiteneingang geleitet worden. Vor den schweren Eichentüren mögen muskelbepackte Wächter im halbmilitärischen Schnitt des Räuberzivils dafür gesorgt haben, daß die Herrschaften ungestört verhandeln konnten – einflußreiche schwarzweißrote Männer mit dem gemeinsamen Ziel, die schlappe Republik aus den Angeln zu heben.
Groß, eckig, ständig aufgeregt saß da wohl der Führer der Deutschnationalen im Reichstag, Helfferich, und ein wenig zurückgelehnt, in der Rolle des Beobachters, kleiner, breitschultrig, behäbig, Hugo Stinnes, Trustherr, Reeder, Bankier. Und endlich – Monokel im Auge – einer der Verlierergeneräle des ersten Weltkrieges, Seine Exzellenz Luden-

dorff. Dazu ihre drei Gesprächspartner in steifen Smokings, mehr Befehlsempfänger als gleichberechtigte Partner, sicher auch Fachleute, Fachleute spezialisiert auf Mord.
Hugo Stinnes amüsierte sich über die künstliche Aufregung Ludendorffs, der sich empört aufpuffte: „Da hat man den Selbstschutz in Oberschlesien mobilisiert und die Baltikumer Division und die Organisation ‚Consul'* und was sonst noch alles, und das soll nun alles für die Katz' gewesen sein?"
Stinnes, die graue Eminenz der Reaktion, lachte in sich hinein und dachte dabei: ‚Mobilisiert habt ihr es zwar, alles, was sich in scheckigen Uniformen fürs Schießen bezahlen läßt. Aber finanziert, von der Löhnung bis zu den eingeschmuggelten Waffen, finanziert haben das ich und die Herren der großen Industrie.'
Es machte ihm ein ausgesprochenes Vergnügen, den weiteren Gang des Gesprächs vorauszuahnen – der Helfferich wird das Eigenlob des Generals nicht unbeantwortet lassen. Und prompt, wie auf Stichwort, erhob sich die schneidende Stimme des deutschnationalen Fraktionsführers: „Na, mein Lieber! Ohne unsere Rittergutsbesitzer, Adelsgrundherren wären die Truppen überhaupt nicht geheim unterzubringen. Weder Freikorps noch Schwarze Reichswehr, und das übersehbar und einsatzfähig. Die Blüte der nationalen Jugend..."
„Ha, haha", Stinnes hielt es nicht mehr aus, hieb sich aufs Knie, explodierte lachend: „Blüte! Lassen Sie das besser nicht Herrn General v. Seeckt hören. Der hat Herrn Ludendorffs ‚Eiserne Division', die Sie ins Baltikum verhökert haben, schlicht und einfach als hauptsächlich arbeitsscheues Gesindel..." ....
„Noch ein Wort und wir gehen", brüllte der zackigste der unbekannt bleiben Wollenden. Die Stimmung wurde Stinnes zu hitzig. „Sparen Sie sich Ihre Empörung für den Anlaß unseres Treffens", erwiderte er einlenkend dem schmißverzierten Sprecher der „Smokings". „Es geht um Rathenau! Der Mann muß weg!"
Sein Blick wandte sich Helfferich zu, und der erhob seine laute, aggressive Stimme: „Warum ist Rathenau unser Feind? Die Wiedergeburt eines nationalen Deutschlands rückt in den Bereich des Möglichen, meine Herren. Arbeiterparteien verstritten und gespalten. Gewerkschaften neutralisiert und zahnlos. Finanzkrise. Zahlungsunfähigkeit auf dem Wege. In der Suppe rühren wir. Und



der beste Pfeffer? Die Roten, die Sowjets, die Bolschewisten, die Kommunisten, die Spartakisten sind schuld. So! Bedeutsame Persönlichkeiten der Siegermächte sind geneigt, uns eine Chance zu geben, ein Putsch würde sie nicht aus den Betten reißen, wenn nur die Flanke gegen den Kommunismus gesichert und gedeckt ist. Und in dieser Situation schließt Rathenau für diese Jammer-Republik einen Friedens- und Beistandspakt mit den Russen ab. Der Mann – der Vertrag, die Richtung müssen weg!"
Hugo Stinnes amüsierte sich über die Vehemenz seines Partners, über die Bemühungen der Herren aus dem völkischen Untergrund, den Ausgeburten von Helfferichs Gehirnwindungen zu folgen. Doch dann langweilte ihn das Palaver, er hörte nicht mehr zu, es sei denn, sich selbst. Er kombinierte und spekulierte, machte sich Gedanken über die Situation und ließ seine Löwen in der Arena mit sich selber fertig werden.
Er wußte es besser. Seine und Helfferichs Pläne kollidierten ja auch mit denen der Siegermächte.
Die Westmächte ließen Deutschland nur die Rolle eines untergeordneten Vollstreckungsgehilfen übrig. Gar nicht dumm – deren Ziel: Das wirtschaftlich zerrüttete Rußland mit Hilfe der Konzerne

* terroristische Geheimorganisation, die 1921/22 u. a. die Ermordung bürgerlich-demokratischer Politiker organisierte

arbeitsfähig machen, vom Hunger erlösen und dabei en passant, im Vorübergehen – sozusagen in einem Aufwasch, von seiner bolschewistischen Revolution zu befreien. Resultat: Heimführung zum respektablen Kapitalismus.
Im Grunde gar keine schlechte Idee. Aber warum sollte Deutschland nicht dieses Geschäft allein machen? Hat ja auch irgendwo hinter Rathenaus Absichten gesteckt. Aber doch nicht, indem man den Russen unter die Arme griff, um sich selber auf eigene Beine zu stellen!
Der Mann hätte sich doch überlegen sollen, was so etwas für die Großindustrie bedeutet, die wir mühsam wieder aufbauen. Arbeiter kriegen große Rosinen, wollen die bolschewistische Revolution nachexerzieren. Die Leute sind unruhig und rabiat genug wegen der Geldentwertung. Sie würden kuschen, wenn wir ihnen nachweisen, daß ihr Lenin eine Niete und ihre Revolution eine Pleite ist.
Freilich, ihr Konzept hat Rathenau den westlichen Siegermächten verdorben. Aber man zieht doch dem Sieger nicht das Fell über die Ohren, um die Russen aufzuwerten. Statt sie in die Knie zu zwingen und ihnen unsere Bedingungen zu diktieren. So hätte ich es getan. Dieser Mann muß weg. Aber mit ihm mehr. Sein Tod muß ein Signal sein zum Losschlagen. Und ich hab' diesen Rathenau gewarnt. Ihm wörtlich gesagt: Im Geschäft bin ich nur Ihr erbitterter Konkurrent, in der Politik bin ich Ihr Todfeind! – Hat nicht gehört.
Stinnes lächelte in sich hinein, weil er da eben eine vorweggenommene Grabrede für Herrn Außenminister Dr. Walther Rathenau gehalten hatte, gratis und franko.
Während sich der Industrielle gedankenerfülltes Schweigen gönnte, wippte General Ludendorff ungeduldig in seinem Fauteuil hin und her. Er fühlte sich in Zivil ohnehin unbehaglich. Seine Chance kam, als der zweite Vertreter der Ungenannten, geistig wohl ein wenig überfordert, einwarf: „Wozu soviel Heckmeck! Zeit, Ort, Mittel, Wege, dann wird der deutsche Itzig umgelegt, und die Sache hat sich. . ."
Der General tönte: „Kamerrraden! Hier geht es nicht um das Beiseiteräumen eines Unbequemen. Dazu hätten wir Sie nicht bemüht. Wir müssen die Gedanken an die Verurteilung und Hinrichtung eines Schädlings behutsam in Herzen, Seelen und Sinne träufeln lassen, damit sich diese mit dem Enthusiasmus völkischer deutscher Jünglinge millionenfach weitertragen, sozusagen: spontaner Ausbruch, mit dem wir nichts zu tun haben."
Der Mann mit den Schmissen: „Dann soll die Arbeit also dilettantischen Hitzköpfen überlassen bleiben? Verstehe ich richtig?"
„Sie verstehen falsch!" bellte Helfferich kurz und heftig, „wir sprechen hier von der optischen Kosmetik der Sache, für die Öffentlichkeit bestimmt. Natürlich wird die Aktion von unseren Vertrauensleuten gelenkt, die von der Jugend geliebt und bewundert werden, denen sie unbedingt Gefolgschaft leistet."
„Können Sie Namen nennen?"
Stinnes entschloß sich, einzugreifen: „Der Name des Generals Ludendorff bietet ihnen wohl ausreichende Gewähr dafür, daß die Richtigen gefunden werden. Wenn Sie der General ins Vertrauen zieht, muß das nicht auf dieser Beratung geschehen."
Ludendorff beschwichtigte: „Garantiere gute Familie, nationale Tradition, Verschwiegenheit. Sie erfahren mehr, wenn die Zeit herangereift ist."
Und Helfferich erklärte: „Was immer auch geschieht, an uns darf im Anfangsstadium nichts kleben bleiben. Herausgehalten im Interesse des großen Ziels. Keine Beziehung, keine Brücke, kein Verdachtsmoment. Im Täterkreis kein Adliger, sonst wird Eindruck verwischt, daß deutsches Volk gerichtet hat. Erste Station, erstes Teilziel nach der Aktion: Zurücknahme des Rapallopakts, Sturz der Regierung . . ."
Stinnes fürchtete, Helfferich verwechsle das Chambre separé mit der Reichstagstribüne. Er hob sein Glas: „Auf gutes Gelingen, meine Herren!", und zur Tür hin: „Es darf serviert werden!"

●

Wilder Streik in den Metallbetrieben und der Elektroindustrie. Das Geld entwertete sich so schnell, daß die Arbeiter ihren Lohn in Naturalien verlangten. Erste Aktion gegen die Teuerung. Zu ihrem Pech wagten sich graue Kolonnen des neugegründeten „Stahlhelms" an eben diesem Tag in die Arbeiterviertel Neuköllns, Kreuzbergs und in den Wedding. Die Proleten ließen die Faschisten in die Straßenzüge hinein, und die Eindringlinge sangen das alte Lied der konterrevolutionären Brigade Ehrhardt: „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweißrotes Band. . ." Doch als sie siegesbewußt in die langen Straßenschluchten eingedrungen waren, gingen die Fallen an den Straßenenden zu. Noch bevor die grüne Polizei den Stahlhelmern Schutz gewähren konnte, wurden sie jämmerlich verdroschen und aus den Fenstern aller Stockwerke mit Unrat begossen. Und wie begossene Pudel retteten sie sich auch, stinkend und blessiert, rückten in die feineren Viertel des Westend aus. Doch rächten sie sich mit einem neuen Lied: und der Kehrreim lautete:
„Knallt ab den Walther Rathenau,
die gottverfluchte Judensau"

●

So einfach machte es sich der Generalssohn Hans Stubenrauch nicht. Er bleibt nicht beim Singen stehen. Der Siebzehnjährige, verstiegen, versponnen, krankhaft ehrgeizig und eitel, verband sich

mit einem älteren Phantasten, der sich seine Lügen selber glaubte, ein brillianter Komödiant und Blender namens Günter. Kein Wunder, daß Helfferich und Ludendorff auf den hübschen geleckten und gelockten Jungen hereingefallen waren und den Studenten zu einem ihrer Vertrauensleute im Verschwörerkreis machten. Doch obwohl sich Günter in typischer Selbstüberschätzung für den spiritus rector hielt, wartete man im verschwiegenen Quartier, einem leerstehenden Pförtnerhäuschen des alten Jagdschlosses, das von einem der Freunde Helfferichs unter den Rittergutsbesitzern „uneigennützig" zur Verfügung gestellt worden war, auf einen ganz anderen. Wahre Heldenmärchen von riskanten Tagen für die völkische Bewegung liefen über ihn um.
Neben den zwei warteten die beiden Brüder Techow, der Jüngere noch halbwüchsig, auf den Geheimnisumwitterten. Der 25jährige Marineoffizier Tillessen, auch anwesend, hatte durch Episoden über den „Chef" die Stimmung angeheizt. Teutsche Jungrecken, Männerkameradschaft auf ihr Schild geschrieben, blond und blauäugig, hatten mit Mädchen wenig im Sinn, benutzten sie höchstens, und das auch nur selten, möglichst diskret. Sie waren mehr schwül als schwul, obwohl es auch solche darunter gab. In der Inzucht ihrer engbrüstigen Heldensehnsüchte erzogen, fieberten sie ihrem Führer entgegen, trugen sie den einen der kleinen Götter als Idealbild in sich, lange, bevor Adolf Schickelgruber die Bühne der Geschichte betrat.
Denn schon damals suchten die Großkapitalisten nach ihrem Rattenfänger von Hameln, probierten sie einen ganzen Rennstall von Kandidaten-Pferden aus, auf die sie einmal setzen würden. Von Lüttwitz bis Kapp, von Ludin bis zu den Ludendorffs.
Und das alles unter den Augen und oft mit dem stillschweigenden Einverständnis einer kommunistenfressenden sozialdemokratischen Führung. Der sich später Hitler nannte, gehörte zwar auch schon zur Vorauswahl, aber noch in der Kategorie „ferner liefen" . . .
Als der ehemalige Marineoffizier Kern, wie Tillessen blond und blauäugig, endlich in Begleitung seines Adjutanten Fischer erschien, und zum Gruß kurz nickend den Raum betrat, war sein erstes Wort: „Hier sind zu viele!" Dann kam sein Bericht: „Der Plan: Verfolgung eines Autos durch ein zweites und Schüsse von Auto zu Auto wird von mir gutgeheißen und bestätigt. Zweifel an der Durchführbarkeit kamen uns bei einer Probefahrt im Grunewald. Die Kameraden Günter, Techow und Fischer haben mit mir durch Schießübungen festgestellt, daß die Treffsicherheit bei rascher Fahrt mit einem Revolver nicht gewährleistet ist. Auch der Wagen war zu langsam. Welche Konsequenzen?"
Tillessen stand auf und stramm. Vor Erregung und Respekt stotternd: „Wir haben von Küchenmeister einen sechssitzigen schweren Kraftwagen geborgt. Der kostet allerdings. . ."
„Geld spielt keine Rolle", sagte Kern ungeduldig.
Die Reihe war an Techow. „Auf Ihre Anweisung haben wir beim Seekadetten Ilsemann, Brigade Ehrhardt, Schwerin, Maschinenpistole mit Munition abgeholt."
„Na, und? Auseinandergenommen, überprüft, geölt, zusammengesetzt, einsatzbereit?"
„Zu Befehl", rief der jüngere Techow.
„Damit nichts schief geht, noch eine Eierhandgranate nach den Schüssen ins Auto werfen!"
Fischer sagte: „Jawohl, das besorge ich!"
Der zufriedengestellte Kern wurde nun gemütlich und leutselig, streichelte Tillessens Haarschopf, knuffte die anderen freundschaftlich und begann dann zu predigen: „Wir sind keine Mörder. Unsere Beweggründe sind klar. Rathenau ist ein bedeutender Mann. Wäre er nicht Jude, müßte man ihn sogar als fairen Gegner achten. Nun, um so besser. Ratten erschießen, ist ja auch keine edle Tat. Zwiefach ist seine Schuld: Schleichender Bolschewismus, nationaler Verrat, versucht Deutschland unter jüdischen Einfluß zu bringen."
Das war nun Wasser auf die Mühle des Generalssohns Stubenrauch. Hektische Röte auf den Jungensbacken schrie er: „Ein Jude verhandelt mit Judenbolschewiken. Litwinow heißt gar nicht so, sondern in Wirklichkeit Finkelstein. Auch Joffe, Tschitscherin, Rakowski, Krassin sind alle Juden."
„Mal runter von dem Teppich", unterbrach ihn der intelligentere Techow. „Schmeiß nicht alles in einen Topf. Tschitscherin kommt aus dem Hochadel, Krassin ebenso. Alle sind gelernte Diplomaten, Fachleute der Außenpolitik. Das bedeutet nicht etwa, daß wir sie schonen sollten. Aber für Rußland haben sie alles rausgeholt, was zu erreichen war – und mehr. Der Verräter heißt Rathenau! Der hat den Rapallopakt unterzeichnet."
„Nicht so empfindlich, Techow." Kern schüttelte unzufrieden den Kopf. „Der Feind gehört vor die Flinte, ganz gleich, ob er beschnitten oder unbeschnitten ist. Wir wollen uns nur darüber klar werden, daß wir keine Meuchelmörder sind, sondern Rächer der nationalen Bewegung am Untermenschentum des Bolschewismus und der Juden."
Kern machte eine Redepause. Niemand wagte, sie zu unterbrechen. Er trat mitten unter seine Kumpane, sah ihnen der Reihe nach in die Augen. Knisternde Stille im Raum. Dann begann er leise, aber in gefährlich drohendem Ton, der allmählich anschwoll: „Wen im übrigen die Lust ankommen sollte, vorher oder nachher zu plaudern, den mache ich auf Paragraph 11 der Satzung unserer Organisation aufmerksam, der da heißt", er schrie es heraus:
„Verräter verfallen der Feme!"



In die atemlose Stille danach befahl Kern: „Satz gemeinsam wiederholen!"
Der düstere Sprechchor hallte durch den Raum.

•

Der Außenminister Dr. Walther Rathenau unterschied im Tagesablauf und Gewohnheiten sehr genau zwischen dem Amtssitz in der Wilhelmstraße und seiner Grunewaldvilla, so als lebe er zwei Leben. Im Amt ganz Staatsbeamter, harte Arbeitsdisziplin, Aufarbeitung jedes Pensums, höfliche Distanz zu den Untergebenen, einer, der vergaß, die Dienstsstunden zu zählen, wenn notwendig, Tag- und Nachtarbeiter. Persönliche Interessen, Liebhabereien, Marotten aus Umgebung und Gesprächen verbannt. Das Gegenteil in der Grunewaldvilla. Hier war er der gepflegte Grandseigneur, großzügiger Gastgeber, glänzender Gesellschafter, Fürst einer Industriedynastie, Literat, der sich als Künstler fühlte und verstand, Sammler und Beschützer der schönen Künste. Adelskreise nannten ihn einen „Edelkommunisten", was er gar nicht ungern hörte. Aber die Chemieluft in seinen Bitterfelder Betrieben hatte er kaum geatmet. Er mochte Luft lieber parfümiert.
Es mußte schon etwas Außergewöhnliches geschehen sein, wenn die Politik in seinen Salon eindrang. Sie kam in Gestalt des Reichskanzlers Dr. Wirth. Welcher Gegensatz: dieser kleine, rundliche Mann, der badische Oberlehrer, dem der Frack schlecht saß – und der bis zum Manschettenknopf modische, elegante Rathenau.
Wirt war erregt, ging mit kurzen Schritten auf und ab. „Sie müssen doch blind und taub sein, lieber Rathenau, wenn Sie nicht wüßten, daß gegen Sie im letzten Jahr – im Reichstag von Helfferich und seinen Parteigängern angefacht und draußen vergröbert und brutalisiert – eine konzentrierte Hetze der gesamten Reaktion geführt wird. Und von deren Unterwelt. Wirrköpfe hegen blutige Pläne."
„Daran muß man sich in der Politik gewöhnen", sagte der Mann im bequemen Sessel.
„Seit Sie aus Genua zurückgekommen sind . . ."
„. . . habe ich das gute Gefühl", unterbrach Rathenau, „durch den Rapallopakt Deutschland wieder als Großmacht in das Konzert der europäischen Völker eingestimmt zu haben. Ich habe

den großen russischen Markt erschlossen, was immer es auch für Verhältnisse in Rußland geben mag. Ob die Bolschewisten davon profitieren, interessiert mich in zweiter Linie. Deutschland braucht die Friedenswirtschaft und daher den Frieden."

„So sehen wir es. Die anderen sagen, Sie haben den Roten Tür und Tor geöffnet, nationale Traditionen verraten. Und das bei der Geldentwertung."

„Aber die neuen Wirtschaftsbeziehungen helfen uns doch aus dieser Kalamität."

„Das erzählen Sie mal den Leuten, die am Abend für ein Brötchen fünfmal mehr bezahlen müssen als am Morgen. Die nennen die Sache beim richtigen Namen: Inflation, und sie wissen ganz genau, welche Kriegsgewinnler und Schieber und Parvenüs sich dadurch goldene Nasen machen."

„Ist dies der Grund Ihres Besuches, Herr Dr. Wirth?" meinte Rathenau pikiert und abweisend. Wirth setzte sich Rathenau gegenüber in einen tiefen Sessel und sah ihn sehr ernst an. „Nein, ich rede ausnahmsweise nicht über Ursachen, sondern über Wirkungen. Lieber Rathenau, Sie sind in akuter Lebensgefahr. Es ist gefährlicher Leichtsinn für Ihre Sicherheit, bestellte Beamte wegzuschicken. Heute eröffnete mir ein katholischer Priester in der Reichskanzlei, daß konkrete Pläne existieren, die kurz vor der Ausführung stehen. Mehr konnte er wohl nicht sagen, ohne das Beichtgeheimnis zu verletzen. Ich habe keinen Zweifel an der Echtheit und dem Ernst seiner Aussage."

Rathenau stand auf, sichtlich erschüttert. Minutenlang lag Stille im Raum. Er legte dem kleinen Mann beide Hände auf die Schultern und fragte: „Lieber Freund, wer sollte mir etwas tun? Wer bin ich denn schon?"

„Ist Ihnen Erzberger nicht genug? Die Mörder sind in weiten Kreisen der Nationalisten von vornherein legitimiert und freigesprochen. Sie empfinden nicht einmal Gewissensbisse."

„Wer bin ich denn?"

„Sie sind Deutschland, das bessere Deutschland, wenn Sie so wollen. Repräsentant des Volkes dieser Republik."

„Werfen Sie mich da nicht mit allzuvielen in einen Sack?"

Hier waren die Grenzen Rathenaus. Der dies sprach, war Industriemagnat und Ästhet, der die allzu nahe Tuchfühlung mit dem Volk nicht schätzte und der doch alles in allem ein wohlmeinender, weitsichtiger und kluger, in seinen Grenzen anständiger und sogar weiser Mann gewesen war.

●

Ja, war. Denn als der Reichskanzler ihn verließ, sollten ihm nur noch wenige Stunden seines Lebens bleiben. Am gleichen Abend, beim amerikanischen Botschafter Houghton eingeladen, regte er selbst, der Außenminister, ein Gespräch mit dem Industriellen Hugo Stinnes an. In seiner Rolle als Kohlenkönig des Ruhrpotts waren dem Industriellen Stinnes die Reparationslieferungen von Steinkohle an die Amerikaner zu hoch erschienen. Rathenau, Mann des Ausgleichs, intervenierte. Verärgert griff Stinnes nun Rathenaus Politik an. Bis lange nach Mitternacht führten die beiden eine heftige, erregte politische Debatte. Als sie vom Gastgeber hinauskomplimentiert wurden, setzten sie die Diskussion im „Esplanade" bis morgens vier Uhr fort. Ob Stinnes wußte, daß das von ihm gesprochene Todesurteil knapp sieben Stunden später vollstreckt sein würde? Eines war ihm gewiß klar: sein Gesprächspartner war, auch durch seine Schuld, ein dem Tode Geweihter. So hatte Rathenau sein letztes Gespräch mit dem Henker geführt. Den Rest besorgten die Henkersknechte, dünkten sich als Helden und waren gelenkte Werkzeuge.

●

Alles geschah am Vormittag des 24. Juni des Jahres 1922 im Berliner Tiergarten nach Plan. Der geriet noch ins Wanken, weil Rathenau an diesem Tage ein paar Minuten später als üblich – er hatte wohl nach der langen Nacht etwas verschlafen – ins Amt fuhr. Die Verschworenen mußten fürchten, daß ein so großer feldgrauer Wagen, der zu lange nahe der Stätte des Attentates herumkurvte, auffallen würde. Und sie erwogen schon, das ganze Unternehmen abzublasen, als ein als Passant getarnter Mitwisser atemlos gerannt kam und flüsterte: „Er fährt los."

Und dann geschah alles nach Plan.

●

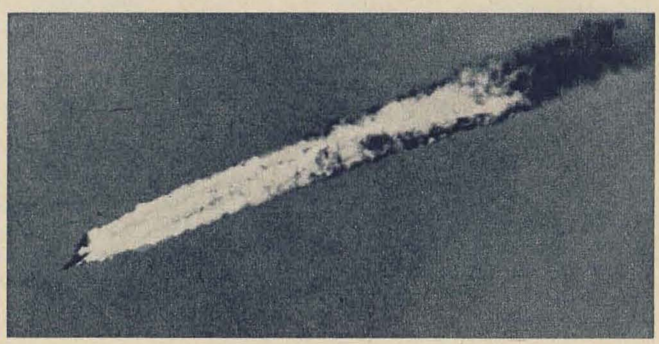
Rathenau starb auf dem Parkett seines Arbeitszimmers, wohin er gebracht worden war, an fünf Schüssen, die wie eine Garbe durch seinen Körper gegangen waren, und der Handgranate, die seinen Kiefer zerschmettert hatte.

Doch die Saat der Mörder ging nicht auf. Die „Rächer der nationalen Sache", deren Tat das auslösende Signal sein sollte, denen versprochen worden war, „in die Liebe der völkischen Jugend und aller Patrioten eingebettet zu sein", fanden kein Hinterland. Die geistigen Urheber und die Geldgeber waren zur Zeit der Tat verreist oder verfügten über stichfeste Alibis. Sie rührten auch kaum einen Finger, um den Flüchtigen zu helfen. Nur seitlich an die Stützmauer der Haupttreppe, an den Mittelaufgang des Reichstagsgebäudes gelehnt,

Fortsetzung auf Seite 94



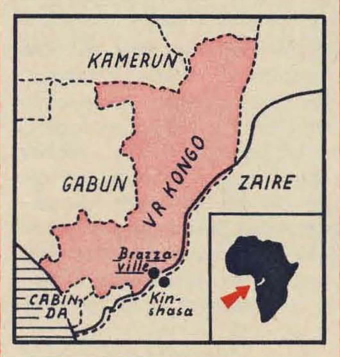
Wieder wurde ein amerikanischer Luftpirat vom vietnamesischen Himmel gefegt. Nach Angaben der „Washington Post" übersteigt „die Verstärkung der Einsatz-Luftwaffenverbände auf Flugzeugträgern und festen Flugplätzen in Thailand ... erheblich die Zahl der amerikanischen Soldaten, die seit Anfang April aus Südvietnam zurückgezogen wurden." Wie die „New York Times" schreibt, beteiligen sich an dem barbarischen Luftkrieg der USA in Indochina etwa 900 in Thailand und auf Flugzeugträgern an der vietnamesischen Küste stationierte Jagdbomber sowie 200 Bomber B-52, deren Basen in Thailand und auf Guam liegen.



Interbrigaden vorgeschlagen

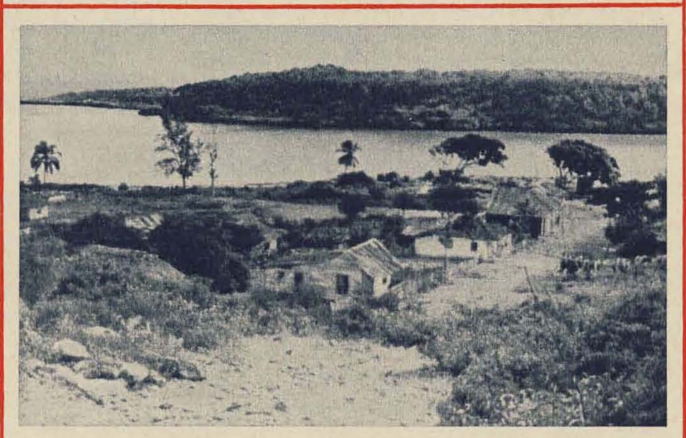
Internationale Freiwilligenbrigaden zu schaffen, regte der Präsident der Volksrepublik Kongo, Marien Ngouabi, in einem Interview für den Sender „Stimme der kongolesischen Revolution" an. Aufgabe der Brigaden sollte es sein, bei der völligen Befreiung Afrikas von den Fesseln des Kolonialismus zu helfen. Nach Auffassung Ngouabis könnten in diesen Formationen außer Afrikanern auch Freiwillige aus Europa, Asien und Amerika, die zum Kampf an der Seite der afrikanischen Befreiungsbewegungen bereit sind, vertreten sein. (Auf dem Foto: Musikkorps der kongolesischen Volksarmee.)





Aus unserem Jahrestagskalender

2. Dezember: Tag der Revolutionären Streitkräfte der Republik Kuba (gegr. 1956)
20. Dezember: 12. Jahrestag der Gründung der südvietnamesischen Befreiungsbewegung
22. Dezember: Tag der Vietnamesischen Volksarmee (gegr. 1944); Tag der Jugoslawischen Volksarmee (gegr. 1941)
30. Dezember: 50. Jahrestag der Gründung der UdSSR



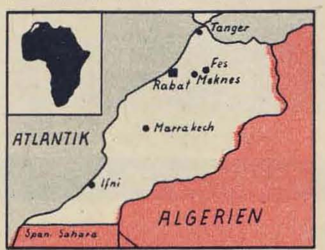
Boca de Sama ist ein kleines kubanisches Fischerdorf, das im Vorjahr von angelandeten Konterrevolutionären überfallen worden war. Kürzlich erst wurde die Vorbereitung eines neuen derartigen Vorhabens bekannt, als in Shreveport im USA-Staat Louisiana ein großes Waffenlager aufflog, das reaktionäre kubanische Emigranten mit Hilfe „interessierter" amerikanischer Organisationen angelegt hatten. Das aufgefundene Arsenal enthielt 1000 Maschinenpistolen, 3000 Gewehre sowie Sprengstoff und Munition.



In Vietnam beschädigte Panzer der US-Army und der Saigoner Truppen werden u. a. in Japan repariert. Diese bisher offiziell verheimlichte Tatsache wurde unlängst der Öffentlichkeit bekannt und löste vor allem unter der japanischen Bevölkerung Empörung aus. Vor mehreren amerikanischen Depots kam es daraufhin zu Protestdemonstrationen. Unser Bild zeigt einen Transport im Sagami-Depot instandgesetzter Panzer auf dem Wege zum Hafen Yokohama, von wo aus er wieder nach Vietnam verschifft wird.



Die Palastwache des Königs von Marokko zieht auf. Noch immer spielen in diesem seit März 1956 offiziell unabhängigen Staat Auslandskapital und Feudalkräfte eine starke reaktionäre Rolle. In der 100000 Mann zählenden Armee des Königreiches widerspiegeln sich zunehmend die sozialen Widersprüche des Landes. Die obersten Kommandohöhen sind von Feudalen und von Offizieren besetzt, die seinerzeit französische und spanische Kolonialuniformen trugen. Das mittlere und jüngere Offizierskorps besteht aus Vertretern der nach Machtpositionen strebenden Bourgeoisie sowie des Kleinbürgertums. Unteroffiziere und Soldaten kommen aus der mit den bestehenden Verhältnissen immer unzufriedeneren werktätigen Bevölkerung.



Der Kommandeur einer Milizeinheit aus Dhofar. Seit sieben Jahren kämpft in der Westprovinz des Sultanats Oman erfolgreich die Volksfront zur Befreiung des Arabischen Golfes (PFLOAG). Gegen überlegene Kräfte der von britischen Offizieren geführten Söldnerarmee des Sultans operierend, eroberten sie bereits 90 Prozent der Provinz Dhofar. Im befreiten Gebiet hat die PFLOAG zwei Ausbildungszentren eingerichtet: die Lenin-Schule und das Revolutionslager. In der Lenin-Schule lernen die Kinder der Hirtenfamilien lesen und schreiben, erhalten Unterricht in naturwissenschaftlichen Fächern sowie in Englisch und in marxistisch-leninistischen Grundbegriffen. Für die oberen Klassen kommt noch die Ausbildung an Handfeuerwaffen hinzu. In das Revolutionslager werden Absolventen dieser Schule aufgenommen sowie Jungen und Mädchen über fünfzehn Jahre, die von Milizionären ausgewählt und vorbereitet wurden. Für Analphabeten sind auch hier noch Lesen, Schreiben und Rechnen Ausbildungsfächer; jedoch wird das Schwergewicht auf Waffen- und Geländeausbildung gelegt.



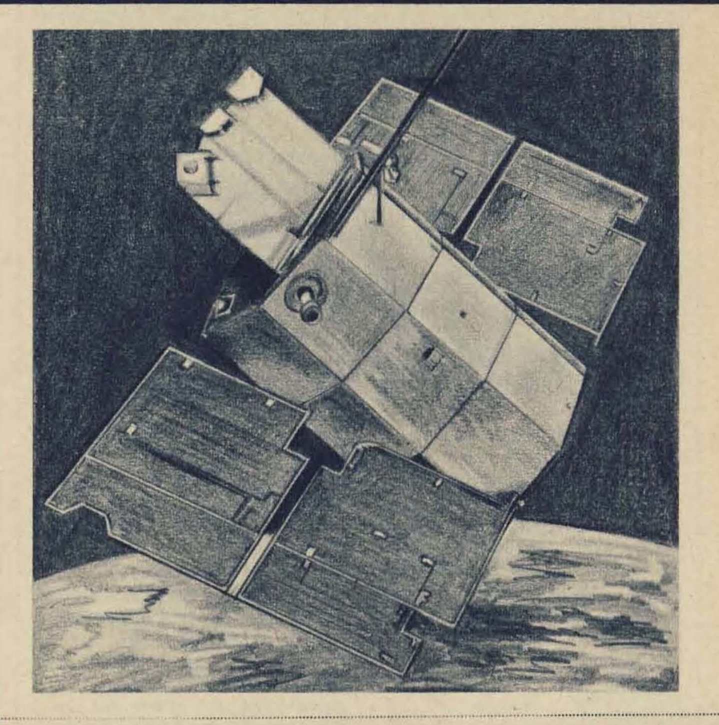


OAO (USA)

Technische Daten:

Verwendung	astronomische Forschungssatelliten
Körperdurchmesser	2,1 m
Körperhöhe	3,1 m
Umlaufmasse	1770 ... 2000 kg
wissenschaftl. Nutzmasse	450 kg
Bahndaten (abgerundete Durchschnittswerte):	
Bahnneigung	35°
Umlaufzeit	100 min
Perigäum	800 km
Apogäum	810 km
erster Start	8. 4. 66
bisher gestartet	2 (Stand Juli 1972)

Die Satelitten dieser Serie sind für astronomische Beobachtungen außerhalb der störenden Erdatmosphäre gedacht. Bisher konnte jedoch nur einer der insgesamt zwei gestarteten Raumflugkörper seine Aufgaben erfüllen (OAO 2). Bei OAO 1 fiel die Energieversorgungsanlage aus, so daß keine Meßwerte übertragen werden konnten; OAO 3 war ein Fehlstart, er erreichte seine Umlaufbahn nicht.



Austro-Daimler ADMK Motorkarette/1935/38 (Österreich)

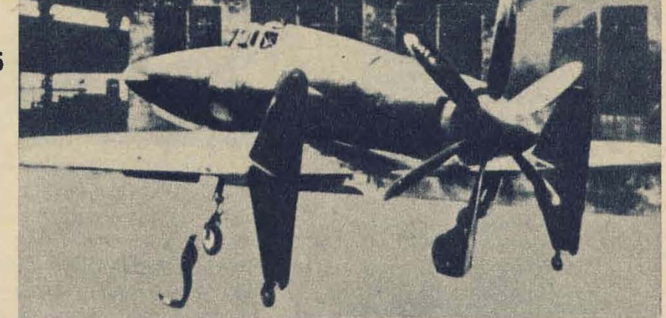
Taktisch-technische Daten:

Masse	1730 kg
Länge	≈ 2300 mm
Breite	≈ 900 mm
Höhe	≈ 950 mm
Nutzlast einschl. Besatzung	570 kg
Spurbreite (Räder)	1290 mm
(Kette)	870 mm
Bodenfreiheit (Räder)	270 mm
(Kette)	220 mm
Watfähigkeit	500 mm
Zugkraft	1000 kp
Geschwindigk. (Räder)	45 km/h
(Kette)	15 km/h
Wendekreisdurchm. (Räder)	9 m
(Kette)	2,5 m
Kraftstoffverbrauch auf 100 km Straße	17 l
Gelände	30 l
Tankinhalt	39 l
Motor	Austro-Daimler FB 12/20, 4 Zyl.-Otto, 18 PS in Fahrzeugmitte
Besatzung	3 Mann

Die Motorkarette des Österreichischen Heeres sollte bei der Infanterie als Transporter Verwendung finden. Sie war ein sogenanntes Zwitterfahrzeug, da sie wahlweise mit Kette oder ensteckbaren Rädern gefahren werden konnte.

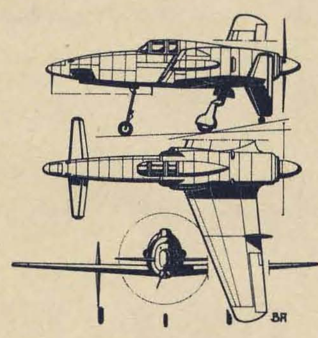
AR 11/72	TYPENBLATT	FLUGZEUGE

Kyushu J7W1 „Shinden“ (Glänzender Blitz)/1945 (Japan)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	11,11 m
Länge	9,66 m
Höhe	3,92 m



Leermasse	3645 kg
Startmasse (maximal)	5228 kg
Höchstgeschwindigkeit	752 km/h in 8700 m Höhe
Steigleistung	8000 m/10 min 40 s
Reichweite	852 km
Gipfelhöhe	12000 m
Triebwerk	18-Zyl.-Doppelsternmotor Mitsubishi HA-43, 2130 PS Startleist.
Bewaffnung	4 × 30-mm-Masch.-Kanonen
Besatzung	1 Mann

Die J7W1 war als Abwehrjäger vorgesehen und von vornherein für den Einbau einer Strahlturbine ausgelegt. Bis zur Kapitulation Japans konnten nur zwei Mustermaschinen des interessanten Entenflugzeuges gebaut werden. Geplant waren 1000 einsatzfähige Shinden-Jäger, die bis Anfang 1947 fertiggestellt sein sollten.

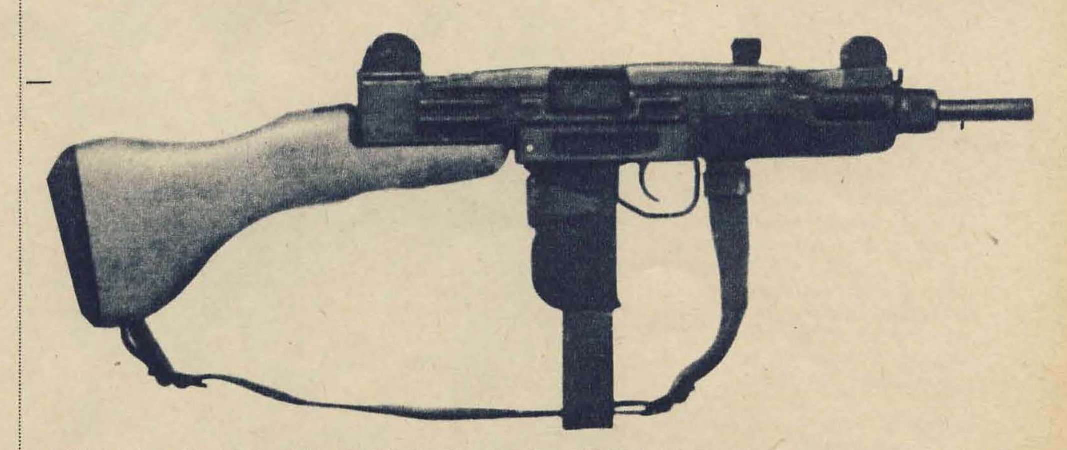
AR 11/72	TYPENBLATT	SCHÜTZENWAFFEN

Maschinenpistole MP-2 (BRD)

Taktisch-technische Daten:

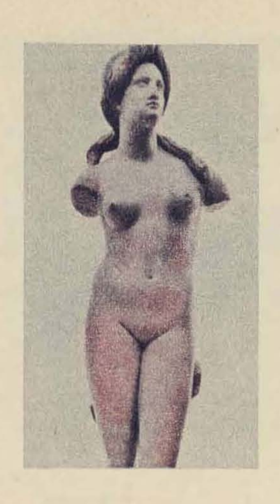
Kaliber	9 mm
Masse ohne Magazin	3,5 kg
Länge der Waffe mit Kolben	655 mm
Anfangsgeschwindigk.	435 m/s
Feuergeschwindigk. (theoretisch)	550 ... 600 Schuß/min
Visierschußweite	100 ... 200 m
Max. Schußweite	1600 m
Fassungsvermögen des Magazins	32 Patronen
Patrone	9 mm × 19
Masse der Patrone	12,3 g

Die bei der Bundeswehr, vornehmlich bei Spezialeinheiten, verwendete MPi ist eine spezielle Nahkampfwaffe mit einem Masseverschluß. Es kann Einzel- und Dauerfeuer in allen Anschlagsarten geschossen werden. Sie wird mit beiklappbarer Schulterstütze oder Kolben gebaut.



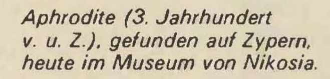
Und keiner denkt an APHRODITE

Ein Bericht aus Zypern von Hans-Dieter Bräuer



Wo auf Touristenkarten Zyperns die fettschwarze Straßenlinie zwischen Limassol und Paphos fast mit dem zartblauen Uferstrich verschmilzt, steht kühn und gottesfürchtig geschrieben: Aphrodite geboren. An diesem einsamen Küstenstrich soll also die griechische Liebesgöttin, das goldlockige Schönheitsideal der alten Hellenen, dem Schaum des Meeres entstiegen sein.
Als ich am Fuße der gelbbraunen Küstenhänge stand und aufs Meer schaute, aus dem hier ein paar bizarre Felsen ragen, war ich enttäuscht. Von Aphrodite natürlich keine Spur – nicht einmal Schaum war zu sehen; das Mittelmeer kräuselte sich mühsam ans Ufer, und über den heißen Sand schritt auch keine der modernen zyprischen Schönen, die es an Anmut und Grazie sehr wohl mit ihrem sagenhaften Vorbild aufnehmen können.
Ein donnernder Knall riß mich aus der Versunkenheit: Über der Küste hatte ein britischer Jagdbomber, aufgestiegen in der nahen Luftwaffenbasis Akrotiri, die Schallmauer durchbrochen. Zypern heute: Das sind u. a. immer noch britische Flugzeuge



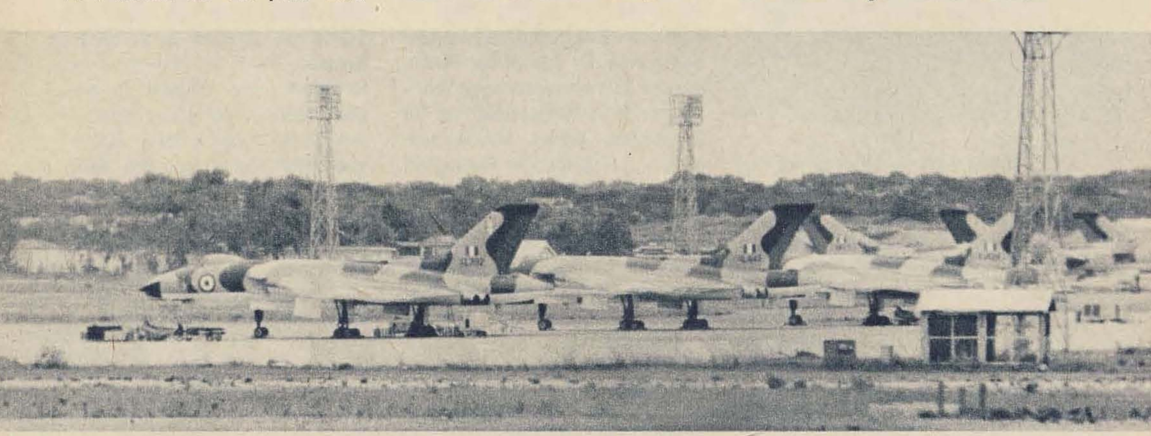


Aphrodite (3. Jahrhundert v. u. Z.), gefunden auf Zypern, heute im Museum von Nikosia.

Mehr Rache- als Liebesgöttinnen gleichen diese Zypriotinnen die einer paramilitärischen Organisation der türkischen Nationalisten angehören.

Britische „Vulcan"-Bomber auf dem Stützpunkt Akrotiri.

in Akrotiri, britische Raketen in Episkopi und britische Kriegsschiffe vor Dhekelia. Reste der Kolonialherrschaft Englands über ganz Zypern. Die rauhe Wirklichkeit hatte mich wieder. Auf Zypern denkt heute keiner an Aphrodite.
Warmes Goldgelb unter tiefblauem Himmel: Weithin leuchtet die wunderbar ziselierte gotische Kalksteinkathedrale von Famagusta. Durch Bauleute des Franken Guy de Lusignan errichtet, der im 12. Jahrhundert König von Zypern geworden war, kündet sie von jener Zeit, da die Insel ein Lehen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war. Die Kathedrale steht inmitten eines Festungswalls, den die Venezianer aufschütteten, nachdem sie die Genuesen aus Zypern vertrieben hatten. Ein Minarett erhebt sich über den Spitzbogenfenstern: Die Kirche wurde zur Moschee umfunktioniert. Im Herbst 1571 hatte nämlich der türkische Drei-Federn-Pascha Lala Mustafa die venezianische Besatzung nach fünfmonatigem Widerstand besiegt, ihre Führer bei lebendigem Leibe häuten lassen und schließlich ganz Zypern besetzt. Der Türkenfeldherr, dessen Namen die Moschee heute trägt, siedelte 30 000 seiner Soldaten auf der Insel an und begründete damit die heutige türkische Volksgruppe auf Zypern. Und Famagustas Altstadt ist das Türkenviertel der Stadt.
Aber nicht nur Franken und Deutsche, Venezianer und Genuesen, Türken und Griechen sah die Insel in der Vergangenheit. Zuvor hausten hier Ägypter und Perser, Mazedonier und Ptolemäer, Araber und Byzantiner und sogar schon einmal

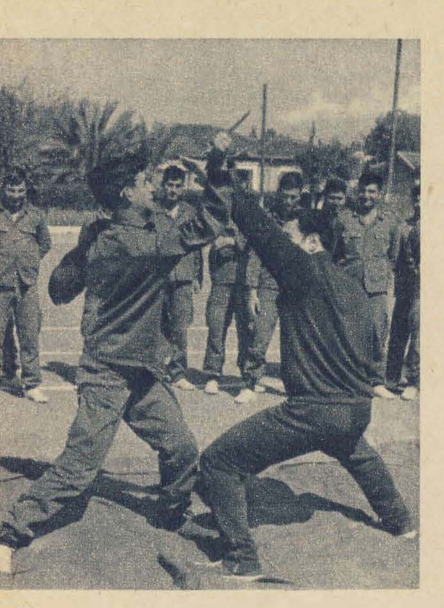




Türkische Hauptsiedlungsgebiete
Griechisches Truppenkontingent
Britische Stützpunkte


Türkisches Truppenkontingent
Bedeutendste USA-Funkmeß- und Funkstationen auf Zypern

Briten, deren König Richard Löwenherz auf seinem Kriegszug nach Jerusalem das Land kurzerhand in Besitz genommen hatte.
Was aber zog all jene zumeist ungebetenen Gäste auf die kleine Insel im östlichen Mittelmeer, die gerade knapp zehnmal so groß wie Rügen ist? Kamen sie etwa der Frauen wegen, die seit der Zeit des Aphroditenkults berühmt für ihre Liebeskunst waren? Nüchterne Fakten – politische, wirtschaftliche und militärische Interessen – waren die Ursache ihrer Kriegszüge. Wer über Zypern gebot, beherrschte das östliche Mittelmeer. Globalstrategie der Vergangenheit.
Für die Briten, die letzten Kolonialherren Zyperns, war die Insel nichts anderes als für die Strategen der Antike und des Mittelalters. Den köstlichen zy-



prischen Sherry, der in Londoner Aristokratenklubs mit Verzückung geschlürft wurde, nahm man nur als pikante Beigabe zum wichtigen Inselstützpunkt. Zypern war jahrzehntelang eine wichtige Perle in der britischen Stützpunktkette Gibraltar – Malta – Zypern – Suez – Aden – Singapur – Hongkong. Diese Kette ist inzwischen zerrissen. Und wenn sich heute noch der britische Löwe an Zypern krallt, so deshalb, weil ihm die NATO den Rücken stärkt. Deren Offensivplaner wollen die Insel als Basis gegen die südliche Sowjetunion und gegen die Fortschrittskräfte im arabischen Raum mißbrauchen.

Ein Spaziergang durch die Altstadt von Famagusta. Vom Minarett der Lala-Mustafa-Moschee tönte der Muezzin. In kleinen Straßenlokalen siedete pechschwarzer, süßer Kaffee. Hammel-Kebab schmurgelte über blauen Propangasflammen. Überall das rote Fahnentuch mit dem weißen Türkenhalbmond. Kein Grieche war zu sehen, obwohl rund achtzig Prozent der zyprischen Bevölkerung dieser Volksgruppe angehören. Seit dem Bürgerkrieg darf kein Grieche die Türkenviertel betreten. Sie würden es auch kaum tun: Sie haben Angst. Angst vor den Türken.

In Varosha, dem weitaus größten und modernsten Teil Famagustas, leben nur Griechen. Türken dürfen zwar griechisches Gebiet betreten, aber nur wenige tun es. Auch sie haben Angst. Angst vor den Griechen. Die Geschichte dieser Angst ist kurz, bedenkt man, daß es selbst in den drei Jahrhunderten türkischer Oberhoheit über Zypern, als ja ebenfalls weitaus mehr Griechen als Türken auf der Insel lebten, nur selten zu Auseinandersetzungen gekommen ist. Die Angst entstand erst im Frühjahr 1958.

Zu jener Zeit tobte schon drei Jahre lang der Kampf der EOKA. Die Partisanen dieser sogenannten Nationalen Organisation für Zyprischen Kampf hatten sich gegen die britische Herrschaft erhoben. Aber die EOKA kämpfte nicht für die Unabhängigkeit, sondern für den Anschluß der Insel an Griechenland. Geleitet von dem nationalistischen Führer Georgios Theodoros Grivas, wandte sie vor allem terroristische Methoden an. Bezeichnend dabei ist, daß zu den Opfern ihrer Attentate nicht etwa in erster Linie Engländer, sondern vor allem griechische Zyprioten gehörten – darunter nicht wenige Männer der Linken, Kommunisten, Patrioten, die für die Souveränität Zyperns eintraten. Die Türken, kaum behelligt, standen abseits.

1958 nun inszenierte der britische Geheimdienst ein Bombenattentat auf ein türkisches Informationszentrum in Nikosia und ließ einen türkischen Polizisten erschießen – schob aber der EOKA die Schuld dafür in die Schuhe. Dann lieferten britische Soldaten eine Gruppe festgenommener griechischer Zyprioten einem eigens dafür aufgeputschten Türkenmob aus. Beim Dorfe Geunyeli, zwanzig Autominuten nördlich der Hauptstadt, kam es zum erwünschten Massaker. Die Türken ermordeten acht Griechen. Die Vergeltung, ebenfalls erwünscht, ließ

Wichtigste bewaffnete Macht des zyprischen Staatsoberhauptes ist die ihrem Charakter nach volksverbundene griechischsprachige Polizei. Auf dem Foto: Judo-Ausbildung an der Polizeischule.

Nationalgardisten mit Einzelkämpferausbildung stellen die Palastwache des Präsidenten der Republik.

Mit grünem Stift zeichneten britische Offiziere auf der Karte von Nikosia Grenzlinien ein. So entstand die „grüne Linie", die das Türkenviertel von den Stadtbezirken der griechischen Zyprioten trennt. UNO-Soldaten bewachen die Übergänge. Im Hintergrund ein türkischer Polizist.



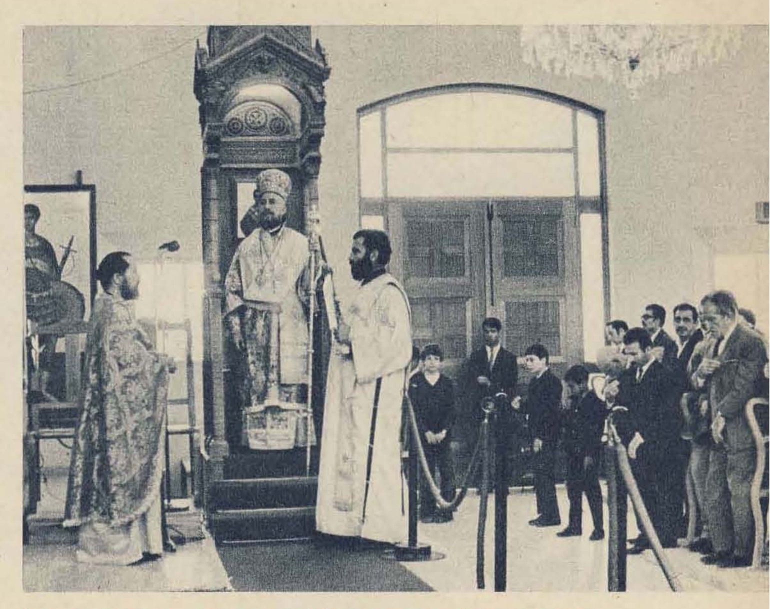


nicht lange auf sich warten: Griechen brannten türkische Dörfer nieder und ermordeten Türken.
London frohlockte: Der zyprische Bruderzwist war entfacht, der antikolonialistische Kampf sabotiert. Nach dem Willen der Briten sollte der Streit noch das unabhängige Zypern, dessen Proklamation nicht mehr lange zu verhindern sein würde, gefährden. Und so geschah es auch: Im Dezember 1963, nur wenige Jahre nach der am 16. August 1960 verkündeten Unabhängigkeitserklärung, brach ein Bürgerkrieg aus, in dem die chauvinistischen Reaktionäre beider Volksgruppen ihre Ziele verwirklichen wollten: Anschluß an Griechenland oder Anschluß an die Türkei. Oder die Teilung der Insel. Damals wollte die NATO eine „Friedenstruppe" entsenden. Die fortschrittliche Weltöffentlichkeit konnte das verhindern. Eine UNO-Truppe wurde auf Zypern stationiert.
Symbol der zyprischen Unabhängigkeit ist Makarios III., Erzbischof der griechisch-orthodoxen Kirche, Ethnarch – Volksführer – der griechischen Zyprioten und seit der Gründung der Republik deren Präsident. Und Garant der Unabhängigkeit ist das Volk, dessen aktivste Kräfte in der Fortschrittspartei des Werktätigen Volkes Zyperns (AKEL) organisiert sind, der stärksten Partei des Landes.
Zypern ist ein kapitalistisches Land, und sein Präsident ist als engagierter Christ alles andere denn ein Kommunist. Die AKEL vereinigt die zyprischen Kommunisten, ist eine marxistisch-leninistische Arbeiterpartei. Dennoch sind Partei und Präsident, der übrigens als Sohn eines armen Kleinbauern geboren wurde, ein Kampfbündnis eingegangen, obwohl die AKEL natürlich in vielen, vor allem sozialen Fragen anderer Meinung als die Regierung des Kirchenfürsten ist. Partei und Präsident sind sich einig in der gegenwärtig alles entscheidenden Frage: Zypern darf nicht zur NATO-Basis werden.
Ich war nicht Augenzeuge der großen Demonstration vom März dieses Jahres, als 120 000 Zyprioten in Nikosia vor den Erzbischofspalast zogen, um Präsident Makarios vor einem drohenden Putsch zu schützen. Einhundertzwanzigtausend! Wo doch ganz Nikosia gerade soviel und die ganze Insel kaum mehr als 650 000 Einwohner zählt! Jene Demonstration für die Einheit und Souveränität des Landes muß allen Teilnehmern unvergeßlich sein. Unvergeßlich für mich aber war auch der 1. Mai,

den ich in der zyprischen Hauptstadt erlebte. Diszipliniert und geschlossen zogen Nikosias Arbeiter durchs Zentrum der Stadt, gemeinsam mit vielen Bauern aus der Umgebung und vielen anderen Werktätigen. Kilometerweit reichte der Zug. Auf zahllosen Transparenten war immer wieder zu lesen: „Sito Makarios! Sito AKEL!" – Es lebe Makarios! Es lebe die Partei!

Ein paar Tage später war ich dabei, als Präsident Makarios einen Basar besuchte, der zugunsten eines Kindergartenneubaus veranstaltet wurde. Als er aus seiner schwarzen Limousine stieg, geriet das ganze Viertel aus dem Häuschen. Kinder warfen Blumen, Frauen und Männer winkten ihm zu, Gläubige küßten ihm die Hand. Ein Bild der Eintracht. Rings um das Schulhaus aber, in dem der Basar stattfand, hatten Sicherheitskräfte einen dichten Kordon gezogen. Jeder, der die Posten passierte, wurde genauestens gemustert. Auf Häuserdächern, hunderte Meter weit entfernt, sah ich die Silhouetten von Polizisten, die MPi griffbereit. Überall in der jubelnden Menge waren Sicherheitsbeamte postiert, bereit, jeden Augenblick zum Achselhalfter zu greifen.

Derartige Vorkehrungen sind bitter notwendig geworden. Am 8. März 1970 war auf dem Platz vor dem Bischofspalast auf Makarios ein Attentat verübt worden. Am Tatort erzählten mir Augenzeugen den Hergang des Mordversuchs. „Von dort wurde geschossen", sagte einer und wies auf ein Fenster des dem Palast gegenüberliegenden Panzyprischen Gymnasiums. „Der Hubschrauber mit dem Präsidenten hatte gerade vom Erdboden abgehoben und vielleicht ein Dutzend Meter Höhe erreicht. Der Pilot wurde in den Unterleib getroffen. Nur mit letzter Kraftanstrengung konnte er die Maschine noch in den Schutz eines Hauses drücken und landen: Makarios blieb unverletzt."



Priesterweihe durch Erzbischof Makarios, den Präsidenten der Republik Zypern.

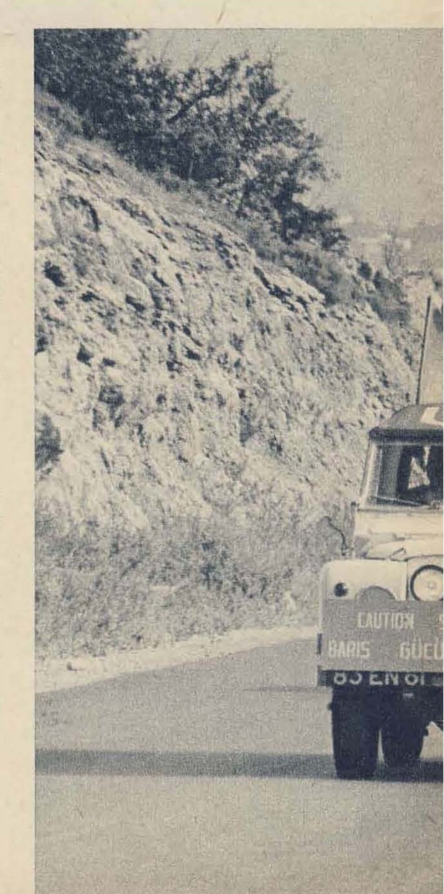
Amerikanische Funkmeßstation am Kap Greco.

Regelmäßig geleiten UNO-Konvois die Fahrzeuge griechischer Zyprioten durch türkische Siedlungsgebiete. Die abgebildete Kolonne ist auf dem Wege von Kyrenia nach Nikosia.

Die Attentäter entkamen damals. Seit jenem Märztag nimmt Makarios die Attacken der Reaktion ernster denn je.

In den Dörfern rings um Famagusta sah ich an vielen Häusern Parolen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. „Es lebe der 21. April 1967!" wurde da das Datum des faschistischen Putsches in Athen glorifiziert. Und: „Makarios, was wirst du im Fegefeuer sagen?" – „Kommunisten, ihr werdet bezahlen!"

Trikome, ein Dorf in dieser Gegend, tat sich mit solcher Mordpropaganda besonders hervor. Was Wunder, hatte doch hier jener berüchtigte Brigant Grivas das Licht der Welt erblickt, der schon einmal fortschrittliche Zyprioten umbringen ließ und der vor ein paar Monaten wieder illegal auf die Insel zurückgekehrt ist. Man erzählt sich auf Zypern, daß Grivas in der Zwischenzeit damit beschäftigt war, bewaffnete Banden aufzustellen.



Makarios jedoch läßt sich, gestützt auf das Volk, nicht in seiner Politik beirren. Im April 1972 forderte er die Entmilitarisierung der Insel. Das betrifft die auf Zypern stationierten „symbolischen" Truppenkontingente der NATO-Staaten Türkei und Griechenland, vor allem aber die britischen Basen.

Im Dorf Xylophagou an der Südostküste Zyperns hatten mich ein paar Bauern zum Ouzo, dem klaren, mit Wasser verdünnt, aber milchigweißen Anisschnaps eingeladen. In dem kleinen Kafeneion des Ortes erzählten sie mir, was es heißt, in der unmittelbaren Nachbarschaft des britischen Stützpunktes Dhekelia zu leben. „Wenn die Schießübungen machen, geht das stundenlang. Man traut sich kaum aufs Feld, weil selbst die trägen Ochsen scheu werden", sagte der Bauer Diikitis Georgios, der seit seinem iga-Besuch in Erfurt ein paar Brocken Deutsch spricht.





Entlang der Kuste fuhr ich dann nach Dhekelia. Wenige hundert Meter vom Ufer entfernt lagen ein Hubschrauberträger und ein Zerstörer der erst unlängst verstärkten britischen Mittelmeerflotte. Helikopter flogen pausenlos zwischen den Schiffen und einem hinter Oliven- und Johannisbrotbäumen versteckten Flugfeld hin und her. Auf einem Schild stand „Halten verboten". Ein englischer Patrouillenjeep kam entgegen. Zyperns Polizei hat hier nichts zu sagen.



Dhekelia ist exterritoriales Gebiet wie der Landstrich zwischen Akrotiri und Episkopi. Begleitet von einem geländekundigen zyprischen Freund, wagte ich einen Blick hinter den Stacheldraht. An der Rollbahn hinterm salzigen Binnensee von Akrotiri standen zu Dutzenden die Deltaflügelbomber vom Typ „Vulcan", die Atombombenträger der Royal Air Force. Und bei Episkopi, wo sich meilenweit die Kasernen, Arsenale und Werkstätten der Briten hinziehen, entdeckte ich feuerbereite Raketen, vom Typ „Bloodhound". Ich erinnerte mich, daß von Britanniens zyprischen Basen 1956 die Bomber aufgestiegen waren, die Port Said in Schutt und Asche legten.

Britanniens militärische Präsenz, ein Relikt der Kolonialzeit, ist den NATO-Strategen noch nicht genug. Im Pentagon, das gegenwärtig auf der Insel übrigens über mehrere Funk- und Radarstationen verfügt, liebäugelt man damit, Zypern auch für die 6. US-Flotte, der aggressivsten Militärgruppierung im Mittelmeer, als Basis zu erschließen. Zypern soll zum unsinkbaren amerikanischen Flugzeugträger ausgebaut werden.

Über Zyperns Souveränität wachen jedoch nicht nur die kampfbereiten Patrioten der Insel. Nicht zuletzt die Sowjetunion, deren mächtige Seekriegsflotte seit Jahren im Mittelmeer die Flagge zeigt, hat mehrfach die Regierung Makarios ihrer Solidarität und Unterstützung versichert.



Fortsetzung von Seite 36

längelang hinfallen. Und dann wurde es ringsum still. In der zunehmenden Abendämmerung blieb an der Stelle, wo Tscherednikow umgefallen war, ein unbeweglicher, regloser Körper liegen, den einen Arm unnatürlich gehoben.
Die Deutschen versuchten auf den Leichnam zuzurobben, aber da eröffneten die sowjetischen Soldaten aus ihren Stellungen das Feuer und vertrieben sie.
Die Nachricht, Onkel Tscherednikow sei gefallen, erreichte die Kompanie der Aufklärer wie ein Lauffeuer. Utkin kam angerannt und war so weiß vor Schreck wie sein Tarnumhang. Er schaute auf den reglosen Körper mit dem erhobenen Arm und setzte sogleich über die Brustwehr. Mit Mühe und Not hielt man ihn zurück, aber Utkin hätte sich nicht halten lassen, wäre nicht der Hauptmann selbst erschienen, der ihm befahl, zurückzugehen in die Stellung und den vollen Einbruch der Dunkelheit abzuwarten. Den ganzen Abend über saß Utkin mit den Kämpfern vom Feuerschutz zusammen und nahm ab und an aus seiner Feldflasche einen Schluck Sprit, wischte sich unverhohlen eine Träne von den Wangen und murmelte immer wieder:
„Ach, war das ein Mensch! So ein feiner Kerl! Was wißt denn ihr von ihm? Was für'n Mann der war, unser Onkel Tscherednikow ..."
Als sich dichtes Dunkel über die Felder senkte, erlaubte ihm der Hauptmann endlich, nach des Freundes Leiche hinauszukriechen. Utkin übersprang die Grabenwehr und ging vorwärts, sobald er das Drahtverhau passiert hatte. Er robbte, stemmte sich mit den Ellbogen vorsichtig auf den eisglatten Schneeharsch. Plötzlich vernahm er durch den in dichten Flocken fallenden Schnee schweres, verhaltenes Atmen. Jemand kroch ihm entgegen. Utkin duckte sich, blieb reglos liegen, langte aber sacht nach seinem Messer und legte sich auf die Lauer. Plötzlich aber hörte er die vertraute, belegte Stimme, die flüsterte: „Wer ist da? Nicht schießen, bin einer von unseren. Parole: ‚Minenwerfer'. Wieso versteckst du dich? Denkst du, ich höre nichts? Los, pack mal mit an!"
Es zeigte sich, daß Onkel Tscherednikow, seines wichtigen Auftrages wohl bewußt, diesmal beschlossen hatte, ein Risiko einzugehen. Er rechnete so: Unbehelligt an die deutschen Linien heranschleichen, sich bemerken lassen, noch vor den ersten Schüssen hinfallen und sich tot stellen, bis im Dunkeln einer von den Deutschen nach seiner Leiche herausrobbt. Diesen Deutschen würde er dann ergreifen und mitnehmen.
„Mit denen schlage ich mich schon den dritten Krieg herum. Ich kenn' ihre Gewohnheiten. Müssen einen Toten wenigstens durchsucht haben. Und wenn's 'ne Uhr, ein Zigarettenetui oder 'ne Münze ist, die interessieren sich für alles", erklärte Tscherednikow später den Kameraden.
Nach diesem Husarenstreich verlieh ihm der Divisionskommandeur, ein General, dem Tscherednikow mit seiner „Zunge" viel nützen konnte, gleich für alle früheren Verdienste die Tapferkeitsmedaille, für diese letzte Operation aber den Orden „Roter Stern".
War das ein Feiertag in der Kompanie! Der wortkarge Tscherednikow, der etwas über die Frontnorm hinaus getrunken hatte, wurde gefühlsselig und gab Valentin Utkin den heißbegehrten Tabaksbeutel zurück, allerdings mit der Weisung, die Nase niemals höher zu heben als ein Altgedienter. Und dann begann er den Kameraden zu erzählen, wie die Deutschen im Jahre 1918 in der Ukraine vor der Roten Armee ausgerissen sind und wie die roten Regimenter sie damals, ihnen immer auf den Hacken bleibend, davonjagten. Damals ging Tscherednikow mit seiner Gruppe Aufklärer ins Hinterland des Gegners. Sie trotzten den Deutschen eine Regimentskasse und einen PKW mit Weihnachtsgeschenken ab, außerdem erbeuteten sie wichtige Schriftstücke. Dafür hatte der Divisionskommandeur Tscherednikow eine silberne Uhr geschenkt. Der alte Aufklärer zog die erwähnte Uhr aus seiner Tasche, auf deren Deckel zwei gekreuzte Gewehre und die Inschrift eingraviert waren: „Für besondere Tapferkeit, Diensteifer und außerordentlichen Mut". Die Uhr ging von Hand zu Hand. Als sie der Besitzer wieder in Empfang nahm, schaute er versonnen aufs Zifferblatt und sagte:
„So wie die damals gelaufen sind, werden sie bald wieder rennen, das könnt Ihr Onkel Tscherednikow schon glauben! Denn – wer waren wir denn damals? Aber was sind wir heute? Wie stehen wir jetzt da? Damals hätten wir es nicht geschafft, sie bis Berlin zu verfolgen, aber jetzt reicht die Kraft schon aus, Jungs! Seid so lieb und glaubt mir: Ich rauche diese Pfeife nicht kaputt, ohne in Berlin in aller Ruhe eine Prise Tabak darin zu schmauchen! Ohne das geh ich nicht eher heim! Vielleicht denkt Ihr, ich prahle?! Wag mir einer zu behaupten, ich nähme das Maul zu voll!"
Keiner widersprach ihm, obwohl der alte Soldat diese Worte sagte, als wir erst Welikije Luki berannten und bis Berlin noch einen weiten Weg vor uns hatten.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. unredlicher Mensch, 4. Fahrrad für zwei Personen, 9. Besucher, 11. Stadt in Japan, 13. Nagetier (Mehrzahl), 15. Name für Irland, 17. Leghuhn, 19. Spielkartenfarbe, 20. Stadt in der Ukrainischen SSR, 22. Bucht im Süden des Weißen Meeres, 24. Hauptstadt der Republik Jemen, 26. Klavierteil, 28. Stoffart, 30. Blume, 32. Mineral, 34. Blutgefäß, 35. Stadt in der DDR, 37. Papierzählmaß, 39. Papageienart, 40. Lebewesen, 41. Geländeerhebung, 44. Planet, 45. Stadt in Frankreich, 46. Kalifname, 47. deutscher Strom, 48. norwegischer Mathematiker (1802–1829), 50. deutscher Schriftsteller (1907–1957), 52. Hafendamm, 54. große Raubkatze, 56. weiblicher Vorname, 58. Vorratsraum, 59. Teil mancher Schiffe, 62. Wettkampfbeginn, 65. Pelzart, 67. historische spanische Landschaft, 69. Grundbestandteile der Elemente, 70. Ansprache, 71. Südfrucht, 72. Zentralgebiet eines größeren Sonnenfleckens, 73. Fluß in Spanien, 74. Meeresmuschelart, 75. Anfang, Truppenspitze.

Senkrecht: 1. Teil eines Panzers, 2. Windstoß, 3. Wasserfahrzeug, 4. Meeresalge, 5. Verneinung, 6. deutscher Schulmusiker und Volksliedersammler (1807–1883), 7. westeuropäischer Fluß, 8. englische Hochschulstadt, 9. Antilopengattung, 10. Schreibflüssigkeit, 12. englisches Raummaß, 14. Krankentransportgerät, 16. Hilfsmittel bei der Herstellung von Halbtonbildern, 18. Gesichtsteil, 21. Zeichen, 22. flüssiges Fett, 23. Tierart (Mehrzahl), 25. Sammlung von Aussprüchen, 27. sowjetische Nachrichtenagentur, 29. Teil einer Funkanlage, 31. Tragebehältnis, 33. Jungtier, 34. Nebenfluß des Oranje, 35. wundertätige Schale, 36. Versform, 38. Stadt in Rumänien, 41. ungarischer Männername, 42. Klagelied, 43. Vorrichtung an Kraftfahrzeugen, 48. Körperteil, 49. Rauchfang (Mehrzahl), 51. Bürde, 53. Nebenfluß der Donau in der Sozialistischen Republik Rumänien, 54. Nadelgewächs, 55. fertig gekocht, 57. Fahrbahn, 60. Gebirge in der UdSSR, 61. altrömisches Gewand, 63. Umlauf, Drehung, 64. Weinstock, 66. Tierpark, 68. ungebraucht, 69. Baumteil, 70. Tip, Hinweis.

Auflösung aus Nr. 10

KREUZWORTRÄTSEL
Waagerecht: 1. Orgel, 4. Skala, 8. Gagarin, 12. Oder, 13. Ideal, 15. Einem, 16. Niete, 17. Bank, 18. Ern, 19. Erne, 21. Erker, 23. All, 25. Farm, 26. Ger, 28. Lei, 29. Nil, 30. Treck, 32. Star, 33. Lola, 35. Idee, 37. Hefe, 38. Lier, 40. DEFA, 42. Riff, 44. Watt, 46. Rente, 48. Alt, 49. Rat, 51. See, 53. Sari, 54. Eni, 55. Ernte, 58. Bark, 61. Elm, 62. Tage, 63. Aibek, 64. Alibi, 65. Abend, 66. Nest, 67. Granate, 68. Degen, 69. Einer. – **Senkrecht:** 1. Oberfeldwebel, 2. General, 3. Lome, 4. Senn, 5. Krieg, 6. Liter, 7. Ader, 8. Gabe, 9. Alarich, 10. Arkal, 11. Igelit, 14. Unteroffizier, 20. Reiter, 22. Kur, 24. Leser, 27. Eid, 30. Tee, 31. Keller, 34. Altan, 36. Ede, 39. Renegat, 41. Fee, 43. Italien, 45. Tremor, 47. Ton, 50. Titan, 51. Seide, 52. Ebene, 56. Rebe, 57. Tand, 59. Aken, 60. Kate.

Das Quartett für die Schule

Am 12. März 1972 starb in Freiburg im Breisgau im 82. Lebensjahre

Ihre Königliche Hoheit

Großherzogin Feodora von Sachsen, Weimar u. Eisenach

geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen

Seit Ende 1918 lebte sie in Heinrichau, Kreis Frankenstein.

Ihre Liebe gehörte dem schlesischen Land und Wald und seinen Menschen. So wurde ihr Schlesien zur zweiten Heimat.

In dankbarer Verehrung werden alle, die mit ihr leben und arbeiten durften, ihr Andenken in Treue bewahren.

Im Namen der noch lebenden Gefolgschaft
der Herrschaft Heinrichau, Bez. Breslau

der letzte Güterdirektor

Eberhard Kluge

5352 Zülpich/Rhld., März 1972

Da ist sie also dahingegangen, wie die Zeitung „Der Schlesier" kundtut.
Frei nach Bertolt Brecht könnte man fragen: „Hatte ihre Königliche Hoheit nicht ‚wenigstens' *einen* (unzufriedenen) Landarbeiter um sich?"
Aber man soll Toten nichts Böses nachsagen. Und wir können es auch nicht jener Dame, die da im „Schlesier" inseriert: „Breslauerin. Wwe., alleinstehend, Raum Braunschweig lebend, sucht netten gebildeten Partner bis 65 J. für Urlaub." Ja, es sind meist nun doch schon recht betagte Leute, die Schlesier, und sie werden ja auch nicht jünger. Wer wagt da noch von der Gefahr des Revanchismus zu sprechen! Und außerdem sind ja auch die Verträge mit Moskau und Warschau unter Dach und Fach und die Grenzen damit unverrückbar festgelegt! Also wünschen wir der „Breslauerin" aus dem Raum Braunschweig gutes Wetter im Urlaub. Und falls es mal regnet, kann sie ja mit dem Quartett spielen, das der „Schlesier" auf der gleichen Seite anpreist. „Unvergessene Heimat/Ein schönes Quartettspiel", schreibt der Verlag. Es zeigt unter anderem Bilder aus dem früheren Schlesien und Ostpreußen. In Farbe natürlich, und die Bilder sind obendrein mit erläuternden Texten versehen. „Bilder von Städten und Landschaften", heißt es da, „. . . erfüllt von alter Kultur und lebendiger Daseinskraft, uns derzeit entrissen durch ein schicksalhaftes Geschehen."
Derzeit!
Und entrissen!
Was in Wahrheit durch zahlreiche Verbrechen





Unvergessene Heimat

Ein schönes Quartettspiel

Dieses schöne Quartettspiel zeigt 36 Bilder, die in der Erinnerung so mancher Bundesbürger schon etwas verblaßt sein mögen, die wir aber nie vergessen dürfen! Bilder von Städten und Landschaften, die die Heimat von Millionen deutscher Menschen zeigen, geliebtes Land, erfüllt von alter Kultur und lebendiger Daseinskraft, uns derzeit entrissen durch ein schicksalhaftes Geschehen. Die Hoffnung, diese Bilder eines Tages wieder in der Wirklichkeit zu erleben, dürfen wir nie aufgeben.

Das schöne Quartett „Unvergessene Heimat" ist buntfarbig in einer Spritzguß-Klarsichtdose neuer Form. Die ausgewählten Bilder aus Ostdeutschland und Mitteldeutschland sind mit erklärenden Texten versehen: Schlesien, Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, das romantische Riesengebirge, Sachsen, Brandenburg, Thüringen und der grüne Harz.

Das Spiel ist ein echter Heimatkunde-Beitrag, aktuell, erinnernd, mahnend – für den Schulunterricht besonders geeignet.

Preis 4.– DM

Zu beziehen durch:
Verlag „DER SCHLESIER", 435 Reckling ... Straße 12a







Zweimal München. Einmal eine revanchistische Pfingstveranstaltung der „Sudetendeutschen Landsmannschaft". An der Seite von Weihbischöfen der CSU-Chef Franz-Josef Strauß. Das andere Foto zeigt das Haus Dachauer Straße 9. Hier haben sich ukrainische konterrevolutionäre Emigrantenorganisationen eingenistet. Ihre Zusammenarbeit mit den westdeutschen revanchistischen Verbänden und Behörden ist eng. – Zweimal München? Einmal München!

verspielt wurde, soll irgendwann also doch wieder „heim ins Reich" geholt werden, wie es die Faschisten einst so klar formuliert hatten. Aber mit diesen immer betagter Werdenden? Das farbenfrohe Quartett ist folglich auch gar nicht vorrangig für diese gedacht. Im Werbetext heißt es nämlich zum Schluß: „Können wir der Jugend die Vorstellung vom ganzen Deutschland lebendiger, bleibender und stärker nahebringen als durch solche farbenfrohen Bilder, die sich im Spiel unvergeßlich einprägen? Das Spiel ist ein echter Heimatkunde-Beitrag, aktuell, erinnernd, mahnend – für den Schulunterricht besonders geeignet."

Ja, die kleinen Schlesier, die das polnische Slask nie gesehen haben! Zu den jährlichen Sportfesten im Dreß einstiger Vereine aus heute polnischen und tschechischen Städten noch dieses Quartett. Und 361 sogenannte Vertriebenen-Zeitungen mit einer Auflagenhöhe von 1,8 Millionen Exemplaren. Und die „Bild-Zeitung" mit ihren 3,6 Millionen Exemplaren täglich, die ja in jeder Ausgabe lautstark ins gleiche Horn stößt. Und sie ist bekanntlich die Lieblingslektüre der Bundeswehrsoldaten...

Es war ein großer Tag im Bundeswehr-Panzer-Bataillon 110. Man hatte „hohen" Besuch. Die „alten Kameraden" waren gekommen, Angehörige des ehemaligen pommerschen Nazi-Kavallerie-Regiments 5. Dann spielte die Kapelle den Großen Kurfürsten Reitermarsch, und unter seinen Klängen fuhren die Bundeswehrkommandeure die Front der „pommerschen Reiter" ab. Der Bataillonschef, Oberstleutnant Romund, hielt eine kernige Rede. Man werde sich der „pommerschen Reiter" würdig erweisen.

Solcher Art Patenschaften sind Legion. Mit ihnen werden reaktionäre Traditionen wachgehalten. Und dieser Art marschieren auch die alten Kämpfer mit, die nicht mehr die Uniform tragen. Sie halten keine MPi in Händen, aber ihre Waffen sind deshalb nicht minder gefährlich.

Es ist eine ganze Armee, die sich da in den Landsmannschaften versammelt hat. 120 Landsmannschaften sind es, die seit 1958 im „Bund der Vertriebenen/Vereinigte Landsmannschaften" zusammengefaßt sind. Mit rund zwei Millionen Mitgliedern. Und auch für Nachwuchs ist gesorgt in bundesdeutschen Landen. Der Gesetzgeber greift dabei tatkräftig unter die Arme. In der Neufassung des sogenannten Vertriebenengesetzes vom September des Vorjahres heißt es: „Kinder, die nach der Vertreibung geboren sind, erwerben die Eigenschaft als Vertriebener ... des Elternteils, dem im Zeitpunkt der Geburt oder der Legitimation das Recht der Personensorge zustand oder zusteht." Und so werden dann auch noch die Enkel erfaßt. Erst im Juni hat sich die „Sudetendeutsche Jugend" und die „Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Frauen" ein neues Jugendprogramm gegeben. 'Ran an die Karteikästen! Jede Ortsgruppe wird verpflichtet, ihre Mitgliederkartei „mit Namen und Geburtsjahrgang der Kinder und Enkel ihrer Mitglieder zu ergänzen."

Überhaupt ist die „Sudetendeutsche" Landsmannschaft besonders aktiv. Ihr Bundesvorstand gibt sich als „Exilregierung" aus, ihr Sprecher nennt sich „Exilpräsident" und ihre Bundesversammlung heißt schlicht und bescheiden „Exilparlament".

Wen wundert es da, daß sie gegen die Ungültigkeitserklärung des Münchner Abkommens von Anfang sind, ja es sogar noch als gerecht verteidigen. Dabei ist weltbekannt und dokumentarisch belegt, daß Hitler gedroht hatte, Prag mit seiner Luftwaffe in Schutt und Asche zu legen, wenn die Tschechoslowakei nicht freiwillig auf ein Großteil ihres Staatsgebietes verzichte.

Woher kommen die Moneten für die Sudeten? Millionen fließen alljährlich aus dem BRD-Haushalt. Auch die Länder steuern nicht nur *ein* Scherflein bei. Bayern ist zum Beispiel Patenland für die Sudentendeutsche Landsmannschaft. Das Land Nordrhein-Westfalen „betreut" die Oberschlesier. Schleswig-Holstein hat eine „Pommernstiftung" und so weiter und so weiter. Bis zu den Städten und Gemeinden. 400 von ihnen haben gleichfalls solcherart Patenschaften. Was von diesem Konzern oder jener Monopolgruppe dazu fließt – darüber schweigt der Geldgeber Höflichkeit. Dafür haben sie das staatliche Versprechen, daß diese Summen nicht versteuert werden brauchen.

Da waren also die pommerschen Reiter, wie oben berichtet, gefeierte Gäste im Bundeswehr-Panzer-Bataillon 110.

Jetzt könnte einer sagen: Harmlose Angelegenheit. Vielleicht will der Gefreite Sund aus Bielefeld gar nicht nach Wrocław, und vielleicht ist sein Vater auch nur wegen irgendeiner Vergünstigung bei den Landsmannschaften. Und seine Mutter möchte möglicherweise nur alle Vierteljahre ein paar alte Heimatlieder aus der Kindheit singen.

Mag alles sein. Aber sicher ist, daß in den Landsmannschaften Haß auf den Sozialismus erzeugt wird – nebenbei gesagt auch mit Heimatliedern. Und macht solch ein Haß nicht gefügiger? Und wer da schreibt „derzeit entrissen", der wartet auf eine günstige Gelegenheit, fremdes Land – sozialistisches Land – an sich zu reißen.

Heinz Huth

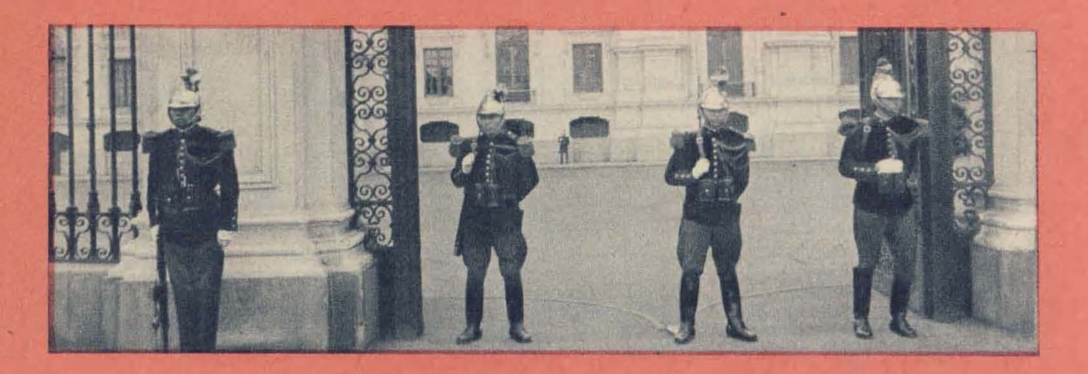
Gerhard Desombre

Waffen für SÜDAMERIKA

Immer häufiger landen die Flugzeuge der zivilen Luftfahrtgesellschaften südamerikanischer Staaten bei ihren Inlandsflügen auf Pisten, an deren Rändern, unregelmäßig verstreut oder auch in Paradeaufstellung, moderne Düsenflugzeuge abgestellt sind. Dunkelgrün oder blaugrau gespritzt, je nach dem Einsatzzweck, schneiden die Silhouetten der Mirage, der Hawker Hunter oder der Northrop CF-5 ihre Schatten in das südliche Landschaftspanorama. Vor wenigen Jahren noch tummelten sich auf den gleichen Flugplätzen Sport- und Militärpiloten, die sich in ihrer Ausrüstung kaum voneinander unterschieden. Es ist unverkennbar, daß sich nunmehr auch in Lateinamerika die Luftwaffen mit neuesten Flugzeugen ausrüsten. Die Typen unterscheiden sich je nach Land. Durch die Haupt- und Hafenstädte paradieren weiterhin immer öfter – meist nach markiger preußischer Marschmusik – Marineabteilungen, um die Indienststellung neuer Kriegsschiffe mit feierlichem militärischem Zeremoniell zu umrahmen.
„Gefährliches Wettrüsten in Südamerika", zeterte erst unlängst eine Pressekampagne der großen bourgeoisen Blätter in den USA. Das erscheint zunächst verwunderlich: Ausgerechnet das USA-Kapital sorgt sich um den Frieden und die Gefahren des Rüstens in Lateinamerika? Das bürgerliche Internationale Friedensforschungsinstitut in Stockholm wiederum schätzte ein, daß die neuen Waffen der lateinamerikanischen Staaten „nicht so sehr Kriegsinstrumente, sondern Machtsymbole des Militär-Establishments" seien. Angesichts der zahlreichen Militärregierungen auf dem südamerikanischen Subkontinent eine nicht unlogisch erscheinende Wertung. Doch stimmt überhaupt die These von einem lateinamerikanischen Wettrüsten, und sind die Waffen jener Staaten wirklich nur „Machtsymbole"?
Tatsächlich haben die meisten lateinamerikanischen Länder in



1 Brit. Guayana (Demerara)
2 Niederl. Guayana (Surinam)
3 Franz. Guayana (Cayenne)
4 Ekuador
5 Paraguay
6 Uruguay



den letzten Jahren damit begonnen, die veralteten Ausrüstungen ihrer Streitkräfte zu erneuern. Das geschah aus völlig unterschiedlichen Motiven, die manchmal gar nichts miteinander zu tun hatten. In den meisten Fällen beeinflußten sich die Umrüstungsbestrebungen jedoch gegenseitig und konnten so vereinzelt auch zu Erscheinungen führen, die als ein gewisses „Wettrüsten" zu verstehen sind.

Nach dem zweiten Weltkrieg hatten die USA das Monopol für die Lieferung von Rüstungsgütern nach Lateinamerika an sich gerissen. Reichlich floß der Strom ausrangierter Waffen der USA-Streitkräfte in die lateinamerikanischen Staaten. Für die ihnen zugedachten Funktionen der südamerikanischen Armeen, die Unterdrückung innerer oppositioneller Kräfte sowie Verbindungs- und Versorgungsaufgaben in den meist unerschlossenen Inlandsgebieten, genügte diese Ausrüstung. Für den Schutz des Kontinents gegen „äußere Feinde" hatten sich ohnehin die USA zuständig erklärt. Doch die Zeit ging über diese für Washington ideale Situation hinweg. Die internationale Lage veränderte sich zuungunsten der imperialistischen Globalherrschaft, und das erwachende nationale Selbstbewußtsein der meisten lateinamerikanischen Staaten lehnte sich gegen das nordamerikanische Protektorat auf. Ende der sechziger Jahre begann sich eine Reihe lateinamerikanischer Regierungen nach modernen Waffen in Europa umzusehen. Schiffe, Flugzeuge und andere Waffen wurden vornehmlich in Frankreich, England und der Bundesrepublik bestellt. Es ist auffällig, daß diese Entwicklung in eine Zeit bedeutender Veränderungen auf dem Kontinent fiel. Die USA hatten ein Embargo über moderne Waffen für Lateinamerika verhängt, mit dem Argument, daß sonst der schwachen Wirtschaft der unterentwickelten Länder geschadet würde. Zur gleichen Zeit aber begann die brasilianische Militärdiktatur ihr Streben



Im Zeremoniell verschiedener lateinamerikanischer Armeen spielen noch immer farbenprächtige traditionelle Uniformen eine große Rolle (von oben nach unten: peruanische, brasilianische, kolumbianische Garden). Im Einsatz freilich zeigen sich die Truppenteile zunehmend modern ausgestattet.



nach Vorherrschaft auf dem Subkontinent zu offenbaren – mit unverhülltem Wohlwollen der USA. Neun Länder erhoben Anspruch auf eine 200 Meilen breite Hoheitsgewässerzone. Kolumbien und Venezuela bekamen Streit wegen vermuteter Erdölvorkommen im Schelfgebiet vor ihrer sich berührenden Seegrenze. In Peru und Chile setzten progressive Prozesse ein, die weder im Interesse der USA noch der reaktionären lateinamerikanischen Regimes lagen.
So führten völlig unterschiedliche Motive der einzelnen Länder zu Bemühungen, ihr militärisches Potential zu stärken. Während Brasilien und Argentinien nach Großmachtpositionen streben, müssen Chile und Peru ihre Verteidigung stärken. Bei anderen Ländern, wie Kolumbien, Venezuela oder Ekuador, steht die Durchsetzung nationaler Ansprüche und Interessen – zum Teil auch gegen die amerikanische Vorherrschaft – im Vordergrund.
Auf diesen „Waffenmarkt" drängten nun die Waffenlieferanten der westeuropäischen Länder, vor allem Frankreichs und der Bundesrepublik.
Die westdeutschen Rüstungsmonopole stiegen hauptsächlich in das Geschäft mit U-Booten und Überwasserkriegsschiffen ein. So liefern sie nach bisher abgeschlossenen Verträgen sechs U-Boote, drei Schnell- und vier Minenleg- und -räumboote an südamerikanische Auftraggeber. In Brasilien baut Dornier leichte Flugzeuge. Weiterhin ist eine gemeinsame westdeutsch-brasilianische Produktion von Raketen geplant.
Frankreich lieferte rund 200 AMX-Panzer sowie den Star seiner Rüstungsindustrie, den Düsenjäger Mirage, von dem bisher 77 Stück nach Südamerika gingen. In Argentinien soll ein Werk für die Lizenzproduktion von AMX-Panzern errichtet werden.

Brasilien will unter der Bezeichnung „Xavante" den italienischen Strahltrainer „Aermacchi" in Lizenz bauen. Dabei enthüllten brasilianische Militärs einen weiteren Aspekt ihrer Rüstungspolitik. Die „Aermacchi" sei mit 900 km/h langsam genug, um auch in Anti-Guerilla-Operationen eingreifen zu können.
Zwischen Brasilien und Argentinien kam es zu einem gewissen Wettrüsten, das seine Ursache in dem alten Ringen beider Länder um beherrschende Positionen auf dem Subkontinent hat. Ihre Waffenbeschaffungspolitik läßt deutlich Züge und Gegenzüge erkennen. Als im Mai 1970 die USA die Lieferung von 16 veralteten Skyhawk-Düsenjägern an Argentinien bekanntgaben, bestellte Brasilien, nur einen Tag später, 16 französische Mirage, die der Skyhawk überlegen sind. Daraufhin bestellte auch Argentinien 14 Mirage; Brasilien antwortete mit der Anschaffung von 15 der nun wiederum billigeren Skyhawks.
Gleiches zeigt sich in der Flottenpolitik. Argentinien bestellte zwei westdeutsche U-Boote und zwei englische Lenkwaffenzerstörer; Brasilien kaufte in Großbritannien zwei U-Boote und sechs Lenkwaffenfregatten.
Ähnlich verläuft auch die Rüstungspolitik der benachbarten Länder Kolumbien und Venezuela. Kolumbien kaufte 18 Mirage-Jäger und zwei westdeutsche U-Boote; Venezuela bestellte 15 Mirage sowie 20 kanadische Jagdbomber Northrop CF-5 und beschaffte aus den USA zwei gebrauchte U-Boote.
Unlängst wechselten auch zwei Großschiffe europäischer Flotten die Flaggen. Argentinien kaufte Hollands Flugzeugträger „Karel Doorman" und Chile den schwedischen Kreuzer „Göta Lejon".
Doch trotz der kostspieligen Waffenbeschaffung der südamerikanischen Staaten kann man bis auf die erwähnten zwei Fälle nicht von einem Wettrüsten sprechen. Und auch diese Länder stehen sich keineswegs kriegsbereit gegenüber.
Lateinamerika gibt mit weniger als zwei Prozent seines Bruttosozialprodukts weniger als andere Kontinente für militärische Zwecke aus. Im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl sind die Armeen der südamerikanischen Staaten klein. Sie sind außerdem im hohen Maße mit nationalen Entwicklungsaufgaben wie Straßenbau, Lufttransport und Sanitätswesen befaßt.
Die Kassandrarufe der amerikanischen Presse über das „gefährliche Wettrüsten" in Südamerika haben denn auch andere Ursachen. Da wäre vor allem der schwindende politische Einfluß der USA in Südamerika zu nennen. Weiterhin hat das US-Handelsministerium ausgerechnet, daß den amerikanischen Rüstungskonzernen Aufträge im Werte von etwa einer Milliarde Dollar durch die westeuropäische Konkurrenz abgejagt worden sind. Um diese Scharte auszuwetzen, hat Präsident Nixon angeordnet, die Waffenlieferungen nach Lateinamerika zu verdoppeln und nunmehr auch weitgehend moderne Waffensysteme anzubieten. Als ersten Schritt erhält Venezuela 100 Luft-Luft-Raketen vom Typ „Sidewinder" was wiederum Kolumbien beunruhigen und zu „Gegenzügen" führen dürfte.
Wenn also in Lateinamerika die Gefahr eines allgemeinen Wettrüstens akut werden sollte, dann nur als eine Folge des zu erwartenden rücksichtslosen Konkurrenzkampfes der nordamerikanischen und westeuropäischen Rüstungskonzerne.





TECHNIK-PORTRÄT

Eines der ersten in den Nachkriegsjahren gebauten modernen Bombenflugzeuge ist die mit zwei Turbinen-Luftstrahltriebwerken ausgestattete Il-28. Das mit drei Mann besetzte Flugzeug ist einfach in der Bedienung und zuverlässig in der Nutzung. Ausgestattet mit Navigations- und funktechnischen Geräten, die den Flug, die Suche und Vernichtung von Erdzielen zu jeder Zeit und unter komplizierten Wetterbedingungen sichern, erreicht es eine Geschwindigkeit von 915 km/h. Seine Reichweite beträgt 2400 km bei einer Flughöhe von 10000 m. Die maximale Startmasse beträgt über 23000 kg. Zum Schutz vor gegnerischen Jagdflugzeugen ist die Il-28 mit vier 23-mm-Kanonen ausgerüstet: zwei im Bugteil und zwei im Heck.

Im Bug befindet sich die Kabine des Steuermanns. Hier ist auch das Bombenvisier- und das Abwurfsystem eingebaut. Dahinter schließt sich die Kabine des Flugzeugführers an. Von dort aus werden auch die beiden Bugkanonen bedient. Im Heckteil liegt die Kabine des Funkers, der gleichzeitig die Funktion des Bordschützen ausübt. Er verteidigt das Bombenflugzeug gegen von hinten angreifende Jagdflugzeuge mit dem Feuer seiner zwei 23-mm-Kanonen. Bei der Bewegung des Visiers folgen die Kanonen nach oben, unten, links und rechts nach.

Die Hauptbewaffnung der Il-28 aber sind die Bomben. Es können bis zu 3000 kg an Abwurfwaffen mitgeführt werden. Die Bombenträger liegen im Mittelteil des Flugzeuges. Bei der Beladung werden in jeden Träger die Aufhängeschlösser der Bomben eingesetzt. Der Konstruktion nach werden die Bombenträger in Balkenträger, zum Aufhängen einer Bombe, und in Kassettenträger für mehrere Bomben unterteilt. Im Bombenschacht der Il-28 sind vier Kassetten- und ein Balkenträger eingebaut. Die Kassetten nehmen 50- bis 100-kg-Bomben auf, am Balkenträger werden 1000- bis 3000-kg-Bomben aufgehängt.

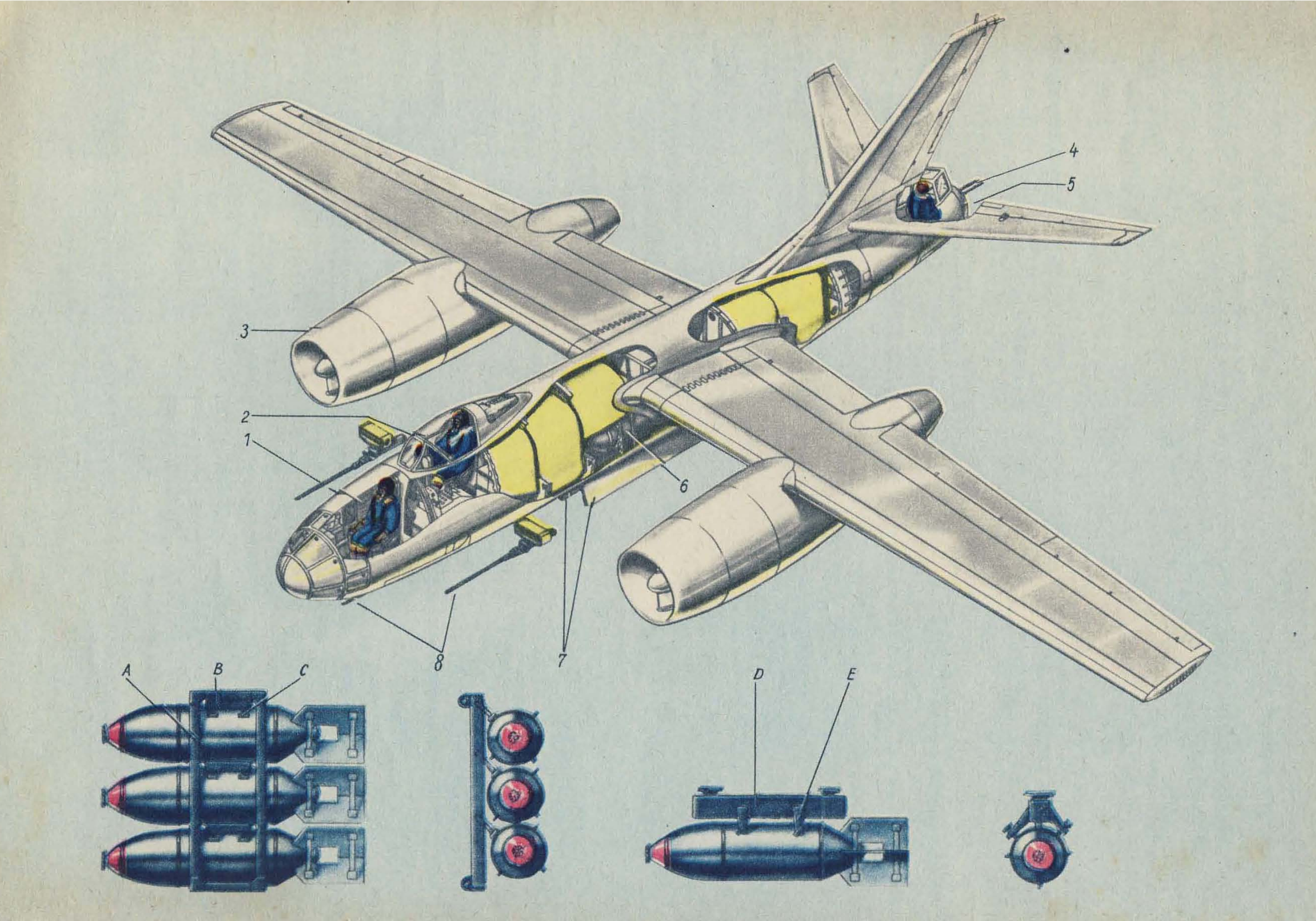
Der Steuermann bedient beim Angriff das Bombenzielgerät. Dieses Gerät errechnet und zeigt nicht nur den Visierwinkel und die Neigungsebene des Zieles an, sondern schaltet auch die Abwurfanlage ein. Das Bombenzielgerät OPB-5s der Il-28 dient zum automatischen Zielen beim Bombenangriff im Horizontalflug auf bewegliche und unbewegliche Ziele. Es ist mit dem Autopiloten verbunden. Dadurch kann der Steuermann beim Zielen Kursmanöver ohne Teilnahme des Flugzeugführers ausführen.

Als Abwurfwaffen werden Spreng-, Splitter-, Panzer-, Brand- und Spezialbomben eingesetzt. Sprengbomben wirken hauptsächlich durch den Druck und die Erhitzung des Mediums, in dem die Detonation erfolgt. Außerdem wirken auf das Ziel die Splitter, die sich bei der Zerlegung des stählernen Bombenkörpers bilden. Splitterbomben wirken durch die Splitter des Bombenkörpers. Die Vernichtungswirkung der Panzerbombe wird von ihrer durchschlagenden Kraft mit anschließender Detonation bewirkt. Diese Bomben werden auf gepanzerte Ziele, die eine feste Beton- oder Eisenbetonabdeckung besitzen, sowie gegen Schiffe abgeworfen. Brandbomben sind dazu bestimmt, Brände hervorzurufen und lebende Kräfte, Technik und militärische Objekte des Gegners durch Feuer zu vernichten. Weitere Bombenarten sind z. B. Blitzlichtbomben zur Geländebeleuchtung bei nächtlichen Luftbildaufnahmen, Nebel- und Übungsbomben. Zu den Fliegerbomben für Hilfszwecke gehören Leuchtbomben, Orientierungs- und Signalbomben zur Markierung des Sammelraumes von Flugzeuggruppen, zur Markierung der Flugstrecke oder des Absetzraumes von Luftlandetruppen. Die Il-28 bewährte sich im Einsatz bei den sowjetischen Luftstreitkräften und in allen Klimazonen. Sie wurde in zahlreichen Produktionsversionen gebaut und so ständig auf dem modernen Stand der Technik gehalten.

1 – Kabine des Steuermanns
2 – Kabine des Flugzeugführers
3 – Strahltriebwerk WK-1
4 – Heckbewaffnung
5 – elektronisches Visier (innen)
6 – Bombenschacht
7 – Klappen des Bombenschachtes
8 – beiderseitige Bugbewaffnung

A – Bombenträger (Kassette)
B – Aufhängevorrichtung
C – Schlösser
D – Balkenträger
E – Aufhängevorrichtung mit Schlössern

LEICHTER BOMBER IL-28

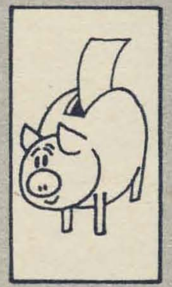


4
5
3
2
1
6
8
7
A
B
C
D
E

Guter Rat ist NICHT teuer

Genaugenommen, kostet er nur die Postgebühren. Für einen Brief an die AR. Die Bitten um Auskünfte und Ratschläge zu den verschiedenartigsten Angelegenheiten sind zahlreich. Hier eine Auswahl allgemein interessierender Fragen und Antworten

Vignetten: Klaus Arndt

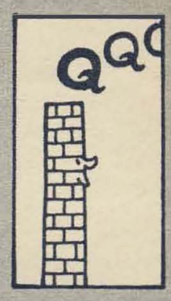


Sigrid Wassermann, Calau: Mein Mann geht demnächst für 18 Monate zur NVA. Ich bin berufstätig und habe einen dreijährigen Sohn. Bekomme ich von der NVA oder vom Betrieb meines Mannes eine finanzielle Unterstützung?

Weder vom einen, noch vom anderen, wohl aber vom Staat. Der Antrag auf Zahlung von Unterhaltsbeträgen ist an die Abteilung Sozialwesen des zuständigen Rates der Stadt, des Stadtbezirkes oder der Gemeinde zu richten. Welche Gelder kann man erwarten?

Für die Dauer des Grundwehrdienstes erhalten die Ehefrauen und unterhaltsberechtigten Kinder der Armeeangehörigen monatliche Unterhaltsbeträge; sie machen für die erwerbsunfähige Ehefrau 250,– Mark, für die erwerbsfähige Ehefrau 100,– Mark und für jedes unterhaltsberechtigte Kind 45,– Mark aus. Sofern das monatliche Nettoeinkommen der Ehefrau 300,– Mark nicht übersteigt, werden die Unterhaltsbeträge in voller Höhe gezahlt; liegt es jedoch darüber, so werden die Unterstützungen um 50% des 300,– Mark übersteigenden Nettoeinkommens gekürzt. Übrigens gehören zum Nettoeinkommen auch Stipendien, Renten oder Miet- und Pachteinnahmen.

Die Erwerbsunfähigkeit der Ehefrau im Sinne der Verordnung liegt vor bei Invalidität oder wenn ein Kind unter drei oder zwei und mehr Kinder unter acht Jahren zum Haushalt gehören oder wenn ständig pflegebedürftige Familienangehörige im Haushalt leben und von der Ehefrau betreut werden müssen. Alle Darlegungen gelten auch für die zum Wehrersatzdienst einberufenen Wehrpflichtigen und ihre Familienangehörigen.



G. Nürnberger, Meura: Im Mai begann mein Sohn seine 1½jährige Dienstzeit bei der NVA. Bei der Zahlung der Jahresendprämie durch den Betrieb bekam er nur eine anteilmäßige Prämie für die Zeit von Januar bis April. Ist der Betrieb verpflichtet, die volle Jahresendprämie zu zahlen? Welche Bedingungen müssen erfüllt werden?

Erste Voraussetzung ist, daß der Betrieb gut gearbeitet hat und deshalb einen Prämienfonds bilden kann, der groß genug ist, um die gesetzlichen Bestimmungen der Prämienzahlung erfüllen zu können. Anspruch auf eine Jahresendprämie besteht nur dann, wenn der Beschäftigte die ihm vorgegebenen Leistungskriterien so erfüllte, daß seine Leistung eine Prämie in Höhe von mindestens einem Drittel seines Monatsverdienstes ermöglicht. Wurden ihm persönlich keine Leistungskriterien vorgegeben, dann hängt sein Anspruch davon ab, wie sein Arbeitskollektiv die gestellten Aufgaben erfüllte. Außerdem muß er das ganze Jahr über im gleichen Betrieb gearbeitet haben. Reservisten, die Übungen bei der NVA absolvierten, wird diese Zeit für die Festlegung ihrer Jahresendprämie angerechnet. Dabei wird die Durchschnittsleistung des entsprechenden Arbeitskollektivs zugrundegelegt. Anteilmäßige Jahresendprämien dagegen bekommen u. a. Berufstätige, die während eines Teils des Jahres ihren Ehrendienst in der NVA leisteten. Bei diesem Ausnahmefall kann die Prämiensumme gegebenenfalls auch ein Drittel des Monatsverdienstes unterschreiten. Insofern hat also der Betrieb Ihres Sohnes entsprechend den Verordnungen gehandelt.

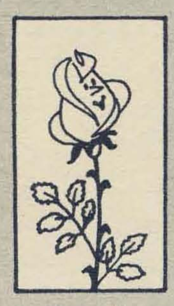


Gefreiter Gerber: Ich bin verlobt und werde in etwa 4 Wochen Vater. Ich möchte erst nach der Armeezeit heiraten. Mein stellvertretender Kompaniechef sagte mir nun, daß mir zur Entbindung meiner Verlobten kein Sonderurlaub zustehe. Welche Art von Urlaub kann ich dann erhalten?

Dazu könnten Sie am besten verlängerten Kurzurlaub oder vielleicht auch einen Teil des Erholungsurlaubs nehmen. Das absolute Recht auf Sonderurlaub steht keinem Armeeangehörigen zu, diese Urlaubsart *kann* gewährt werden. Sonderurlaub gibt es nur zu außergewöhnlichen Ereignissen oder besonderen Anlässen, die unmittelbar die eigene Person oder die eigene Familie betreffen. Die Geburt eines außerehelichen Kindes zählt nicht dazu. Damit wird keineswegs der Rechtsstatus außerehelicher Kinder in der DDR negiert, sondern einzig

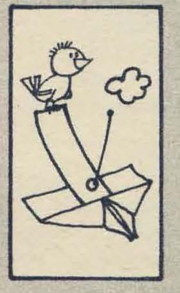
und allein berücksichtigt, daß verheiratete Armeeangehörige meist einen eigenen Haushalt und eine eigene Wohnung besitzen und die Ehefrauen so der Hilfe des Ehepartners bedürfen, während Verlobte und Freundinnen bei ihren Eltern oder anderen Verwandten wohnen, die ihnen zur Seite stehen können. Sollten jedoch nachweisbar außergewöhnliche, komplizierte Fälle vorliegen, so ist es dem Kommandeur selbstverständlich freigestellt, Sonderurlaub zu gewähren. Der Vorgesetzte kann hier entsprechend den dienstlichen und persönlichen Umständen eigenverantwortlich handeln.

Irmtraud Fricke, Halle: Seit langer Zeit bemühe ich mich zu erfahren, ob es möglich ist, einem Soldaten zum Geburtstag oder ähnlichen Anlässen Blumen durch Fleurop zu übermitteln. Wenn ja, so muß man doch als Anschrift das Postfach angeben. Kommen die Blumen denn auch dort hin, oder kann man keine schicken?



Im allgemeinen ist es möglich, auch einem Armeeangehörigen einen Blumenstrauß durch Fleurop zu schicken. Wenn wir Ihnen aber trotzdem davon abraten, dann deshalb, weil der Weg zum Adressaten unter bestimmten Umständen etliche Zufälle birgt, die letzten Endes beiden Seiten keine Freude bereiten. Fleurop hat z. B. nicht an allen Orten, in denen sich NVA-Garnisonen befinden, einen Zustelldienst. Zum anderen kann nur die Postfach-Nummer angegeben werden. Nicht immer wird man aber sogleich die richtige Kaserne herausfinden können. Außerdem darf der Fleurop-Bote das Objekt nicht betreten, sondern muß die Blumen an der Wache abgeben. Nun kann es aber passieren, daß die Wachposten den Empfänger nicht erreichen, weil er Ausbildung hat oder gar für mehrere Tage zu einer Übung weilt oder zu einer anderen Maßnahme abkommandiert ist. Gerade mit solchen militärischen Situationen muß man immer rechnen. Um kein Risiko einzugehen, empfehlen wir Ihnen daher, eine andere Form der Aufmerksamkeit zu wählen, die den Empfänger genauso erfreut.

Leutnant Gottfried Busch: In meiner Freizeit beschäftige ich mich mit elektronischen Anlagen. Im Selbstbau möchte ich mir eine Funkfernsteuerung für ein Flugmodell schaffen. Wo und in welcher Form muß ich als Angehöriger der NVA den Antrag für die Modellfunkfernsteuerlizenz einreichen?



Anträge auf eine Genehmigung zum Herstellen, Einrichten und Betreiben von Modellfunkanlagen sind auf dem Dienstweg an den Chef Nachrichten des Ministeriums für Nationale Verteidigung zu richten. Der Antrag muß enthalten:

1. Name und Anschrift des Antragstellers
2. Verwendungszweck der Funkanlage
3. Aufstellungsort oder Einsatzgebiet der Funkanlage
4. Art des Senders und seine Ausgangsleistung in Watt sowie die Art des Empfängers (bei Industriegeräten Angabe des Herstellers und der Typenbezeichnung)
5. Beantragte Frequenz
6. Sendeart

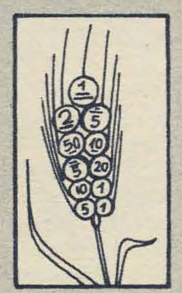
Entsprechende Formblätter sind bei den jeweiligen Bezirksdirektionen der Deutschen Post, den Kreisvorständen der GST und den Verkaufsstellen des staatlichen Handels erhältlich, die industrielle Modellfunkfernsteueranlagen vertreiben. Die Genehmigungsurkunde wird dem Antragsteller von der zuständigen Bezirksdirektion für Post- und Fernmeldewesen zugesandt.

Wird die Anlage selbst hergestellt, sind folgende technische Bedingungen einzuhalten:

1. Betriebsfrequenz des Senders und Empfängers: 13 560 kHz ± 0,05% oder 27 120 kHz ± 0,6% oder 461,04 MHz ± 0,2%.
2. Die hochfrequente Ausgangsleistung des Senders darf 5 W nicht überschreiten.
3. Die Feldstärke aller Nebenausstrahlungen darf 30 μV/m, gemessen in 30 m Abstand vom Sender, nicht überschreiten.

Die Funkanlage darf erst betrieben werden, wenn sie durch Beauftragte der zuständigen Bezirksdirektion für Post- und Fernmeldewesen abgenommen worden ist. Die Abnahme ist gebührenfrei.

Unterfeldwebel Berger: Mir ist bekannt, daß es einen Ministerratsbeschluß gab, wonach Soldaten auf Zeit, die nach ihrer Entlassung in eine leistungsschwache LPG gehen, vom Staat zwölf Monate lang eine finanzielle Stützung erhalten. Ist dieser Beschluß heute noch gültig?



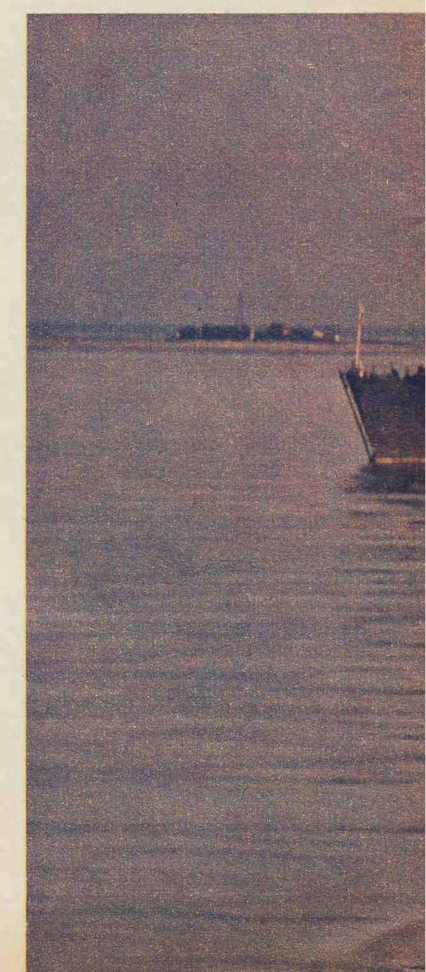
Ja. Es handelt sich um die „Anordnung vom 6. Juli 1963 über die Aufgaben, die Gewinnung, den Einsatz und die Vergütung von qualifizierten Fachkräften mit abgeschlossener Berufsausbildung in landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und volkseigenen Gütern mit einem niedrigen Arbeitskräfteeinsatz." (Gesetzblatt der DDR, Teil II, Seite 509.) Soldaten auf Zeit können nach ihrem aktiven Wehrdienst Beihilfen und einen Vergütungsausgleich erhalten, wenn sie in bestimmten LPG oder VEG für ständig, mindestens jedoch für 5 Jahre, arbeiten. Diese Genossenschaften und Güter müssen weniger als 12 Arbeitskräfte auf 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche aufweisen. Bei einem Einsatz in den Bezirken Rostock, Schwerin, Neubrandenburg, Potsdam und Frankfurt (Oder) wird der Vergütungsausgleich ein Jahr, in den übrigen Bezirken ein halbes Jahr lang gezahlt. Der Ausgleich in LPGen ergibt sich aus der Differenz zwischen der geplanten Gesamtvergütung (Geld- und Materialvergütung) je Arbeitseinheit und einer angenommenen Gesamtvergütung von 12,– Mark je Arbeitseinheit auf der Grundlage der von der betreffenden Fachkraft erarbeiteten Anzahl der Arbeitseinheiten je Monat. Nähere Auskünfte bitten wir bei den Bezirks- und Kreislandwirtschaftsräten einzuholen.

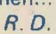


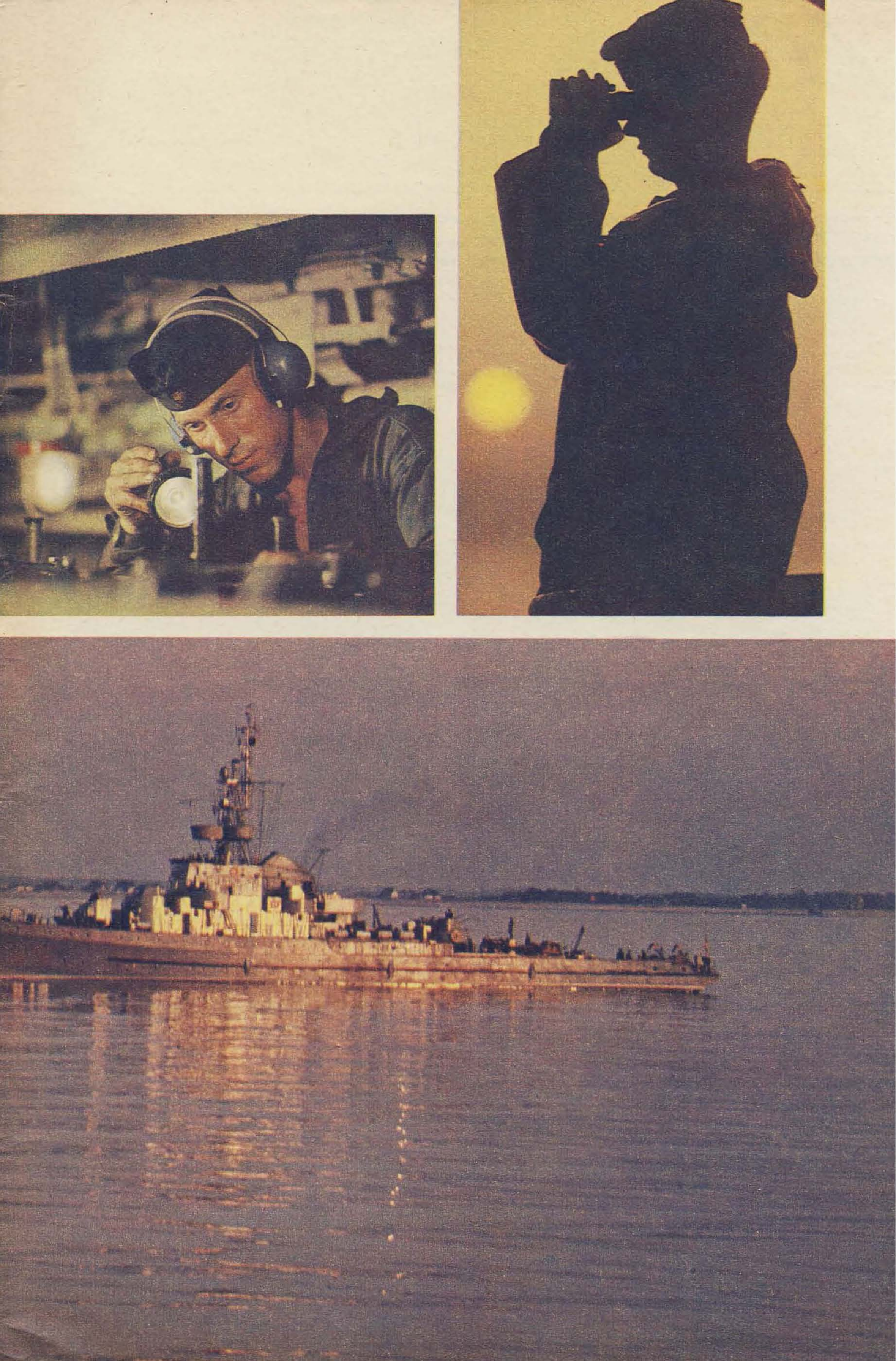
Vor Anker

Ankerzeit – Ruhezeit! Ein romantisches Bild, das Schiff bei Sonnenuntergang und hereinbrechender Nacht auf dem Meer ruhig liegen zu sehen. Abend auf dem Meer. Viel besungen und für viele ein heiß ersehntes Naturerlebnis. Er ist tatsächlich schön.
Ankerzeit – Ruhezeit? Gemessen an der intensiven Arbeit der Besatzung auf hoher See und erst recht bei Gefechtshandlungen kann man schon davon sprechen. So ist es verdiente Ruhe. Für den Maschinisten ebenso wie für den Signalgast. Doch der Anblick täuscht. Die Ruhe ist nur relativ. Auch wenn das Schiff vor Anker liegt, müssen alle Gefechtsstationen besetzt bleiben. Jederzeit kann ein neuer Befehl eintreffen. Deshalb treffen Kommandant und Besatzung auch sofort Vorkehrungen, um die Fahrt unverzüglich fortsetzen zu können. Romantik? Auch die Matrosen haben dafür Auge und Herz. Nur nicht immer Zeit und Gelegenheit.
Was hat der Funker von dem schönen Anblick, wenn er in seinem engen Schapp angespannt in den Äther lauscht? Was der Maschinist, der bei über 40 Grad Hitze stets bereit sein muß, die Maschine anzuwerfen? Was haben davon die Genossen, die den See- und Luftraum zu beobachten, Signale zu empfangen und durchzugeben oder navigatorische Aufgaben zu lösen haben? Zwar befinden sie sich an Oberdeck, doch die Pflicht verbietet auch ihnen, sich der schönen Abendstimmung hinzugeben.
Ankerzeit – Ruhezeit! Wie lange? Keiner an Bord weiß es. Auch nicht der Kommandant. Ungewißheit, Erwartung zerrt an den Nerven der Besatzung. Wie das Schiff an seiner Ankerkette. Die Genossen der Freiwache, die Gelegenheit hätten, den Abend auf dem Meer zu genießen, gönnen sich lieber eine Mütze voll Schlaf. Es kann jeden Augenblick weitergehen...

R. D.







SCHÜSSE gegen die Vernunft

Fortsetzung von Seite 67

standen Kränze, als am Tag nach der Mordtat um fünfzehn Uhr die Gedenksitzung des Parlaments begann. Auf den Kränzen hingen schwarzweißrote Schleifen mit der silbrigen Aufschrift „Rache für Rapallo". Die einzige, bei Nacht und Nebel befestigte Sympathieerklärung für die Mordbuben.

Denn die unmittelbaren Mörder irrten unstet durch das Land, bis sie in ihrem Versteck auf Burg Saaleck das Schicksal ereilte. Kern wurde im Kugelwechsel mit der Polizei getötet, Fischer richtete sich selbst. Techow, der Fahrer des Autos, wurde entnervt bei Frankfurt (Oder) verhaftet und darauf mit zwölf anderen Komplizen vor Gericht gestellt und verurteilt.

Die hohe Welle der Sympathie, mit der der erzdeutschnationale Helfferich gerechnet hatte, schlug um in den Sturm gegen ihn selbst.

Noch vor der Gedenksitzung für den ermordeten Rathenau war ihm beim Fraktionszimmer der Deutschnationalen von Vertretern der Geheimbünde ein Blumenstrauß überreicht worden. Voller Hochgefühl eilte er mit den Blumen in den Plenarsaal. Doch dort scholl ihm der Ruf entgegen: „Mörder! Mörder! Hinaus mit dem Mörder!" Immer lauter wurde der Ruf. Er wanderte. Aus dem Sitzungssaal zu den Hörerbänken, den Fremdentribünen, steigerte sich zum Protesttumult. Von panischer Angst getrieben, bis ins Herz erschrokken, gedemütigt, flüchtete Helfferich aus dem Reichstag.

Und der Reichskanzler Dr. Wirth sagte – und er meinte das sicher ehrlich: „Von dem Tage an, wo wir unter den Fahnen der Republik aufrichtig diesem neuen Staatswesen dienen, wird mit Millionen Geldern ein fürchterliches Gift in unser Volk geleitet."

Doch derselbe Tag zeigte, daß es in dieser Weimarer Republik Kräfte, Menschen, Kämpfer gab, die dem Gift widerstanden und es vermochten, auch die Schlange zu vernichten. Der Meuchelmord rief die Arbeiter auf den Plan. In Berlin demonstrierten mehr als eine Million Menschen. In den langen Zügen mischten sich die schwarzrotgoldenen mit den roten Fahnen. In den Arbeiterbezirken überwogen die roten. In allen großen Städten Deutschlands gingen die Proleten auf die Straßen. Kraftvoll waren die Züge, ernsthaft und entschlossen.

Die rechte sozialdemokratische Führung sah zu ihrem Schrecken, daß sich kommunistische und sozialdemokratische Arbeiter zusammenfanden, um gegen den Meuchelmord zu protestieren. Sie demonstrierten sogar gegen den Mord an einem Bürgerlichen, einem Industriellen und Bankier. Sie taten es nicht nur um seinetwillen, sondern weil mit Dr. Rathenau und seiner Außenpolitik die Verständigung und der Frieden mit dem ersten Staat der Arbeiter und Bauern verbunden waren.

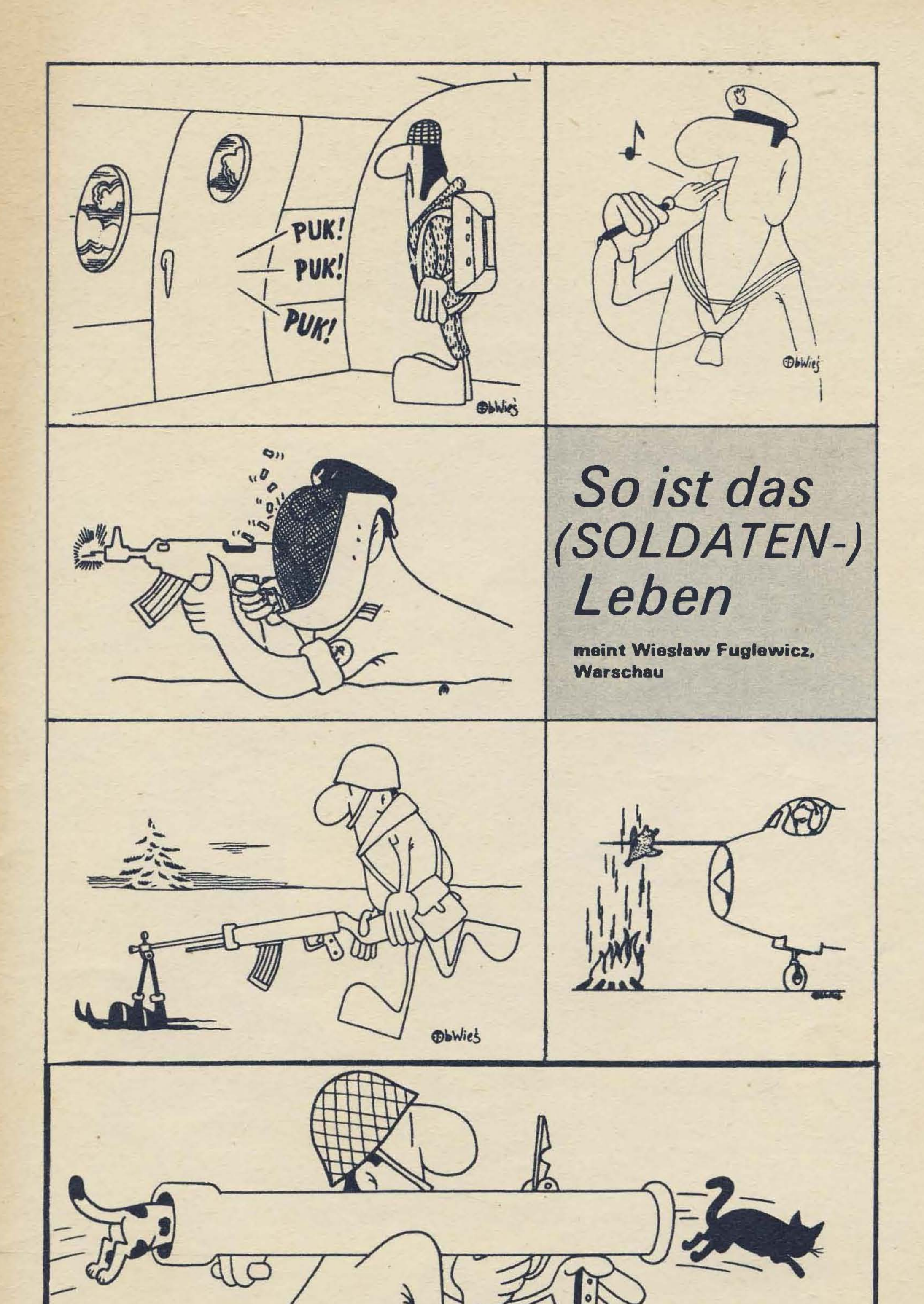
Rapallo! Von da an nahm das Volk den Vertrag unter seinen Schutz. Trotz aller Anschläge des Großkapitals, die an den Grundfesten der Weimarer Republik rüttelten, die sie von innen aushöhlten und wie Maulwürfe von unten zernagten. Der Rapallovertrag, ein Instrument der aktiven Friedenspolitik der Sowjetunion, blieb bestehen. Er brachte Handel und gab Millionen deutscher Menschen Arbeit und Hoffnung.

Man schoß auf Rathenau, um den Fortschritt, den Frieden zu treffen. Man tötete ihn. Der Vertrag aber lebte weiter. Er blieb, bis die Faschisten ihn brachen – Symbol und Beispiel dafür, was zu erreichen ist, wenn die Vernunft ihr Werk tun darf und die Feder der Staatsmänner führt, auch wenn sie verschiedene gesellschaftliche Systeme vertreten. Und dies ist der Sinn und die Lehre des Friedensvertrages von Rapallo für unsere Zeit.

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 53 07 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2262715, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 12. 9. 1972

Fotos: Uhlenhut (17), S. 25, 42, 44, 48, 49, 50, 51, 52, 53; Gebauer (16), S. 8, 9, 10, 11, 12, 13, 92, 93; Körner (2), Titel, S. 93; Leher (1), Rücktitel; Mosfilm (3), S. 6, 7; Udowitschenko (1), S. 4; Igaz Szo (4), S. 16, 17, 18, 19; Ender (1), S. 21; Holst (1), S. 23; Semeljak (1), S. 26, 27; Archiv (14), S. 29, 30, 31, 38, 40, 70, 71; Moll (9), S. 37, 72, 73, 74, 75, 76, 77; MBD/Walzel (1), S. 38; Rattei (2), S. 41, 87; Mayer-Günther (2), S. 42, 45; Bersch (2), S. 42, 44, 45; Bach (8), S. 56, 57, 58, 59, 60; Z8 (11), S. 68, 69, 80, 81, 85.



So ist das (SOLDATEN-) Leben

meint Wiesław Fuglewicz, Warschau


ARMEE
Rundschau
31 036
NINA LIZELL